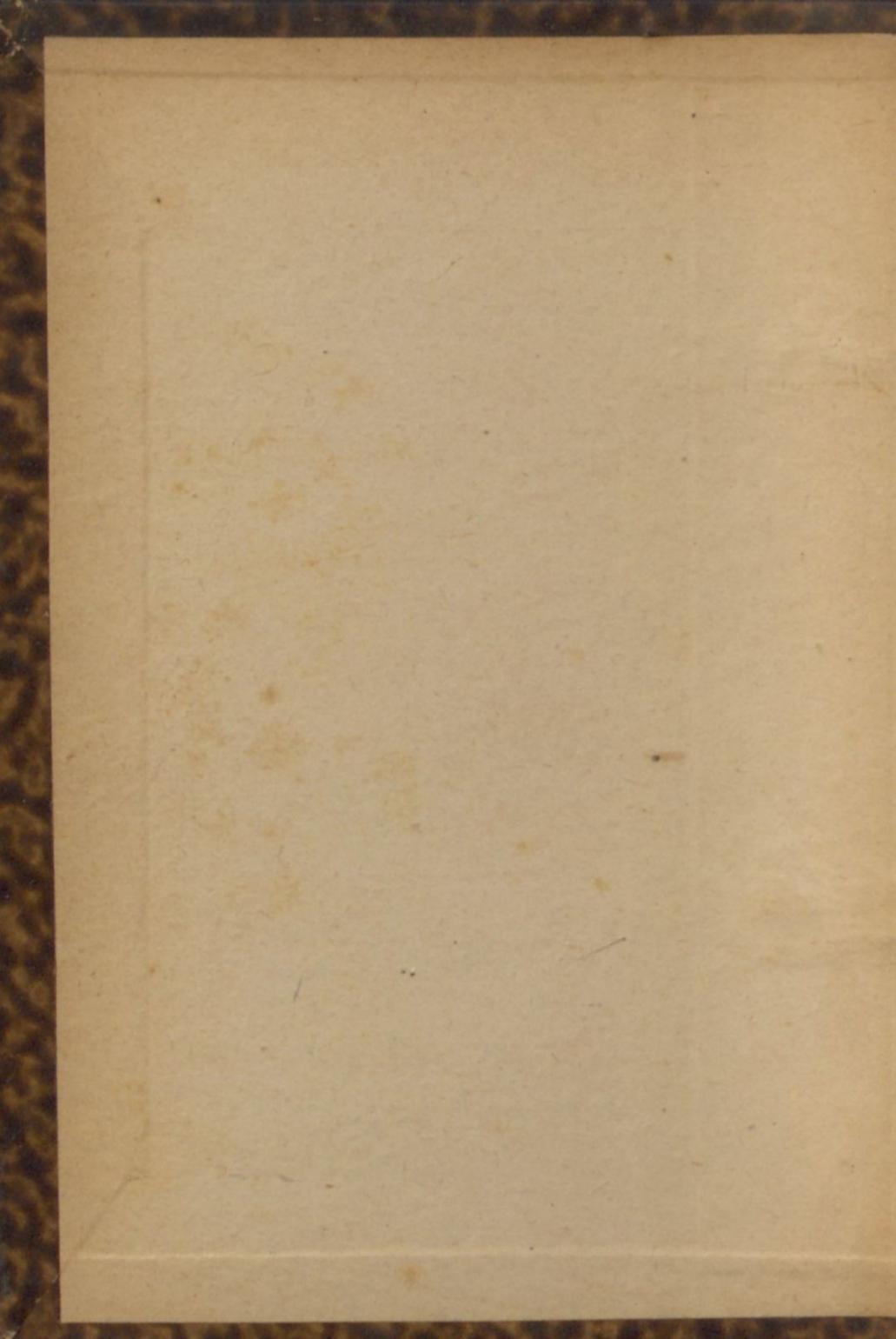


KAIS.KÖN.HOF- BIBLIOTHEK

393.125-A

PERIOD.



ÖNB



+Z238354505



Meyers Volksbücher.

# J d y l l e n

von

Vol de Mont.

---

Nach dem Blämischen von Albert Möser.

393125

---

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut



## Pol de Mont.

Seit etwa zehn Jahren hat man in Deutschland angefangen, der holländischen Litteratur eine größere Theilnahme als früher zuzuwenden, und das mit Recht. Ist sie doch die Litteratur eines stammverwandten germanischen Volkes, und manches Werk, das in neuerer Zeit auf holländischem Boden entstanden ist, verdient unzweifelhaft keine geringere Anerkennung als viele Produkte der Schweden und Norweger, die in Deutschland ein großes Publikum haben.

Was von der holländischen Litteratur im allgemeinen gilt, das gilt im besondern auch von dem vlämisch-belgischen Zweige derselben, d. h. von der Litteratur der Nordbelgier. Eine getrennte vlämische Litteratur gibt es nicht mehr, vielmehr bilden sie und die holländische zusammen die einheitliche niederländische Litteratur. Auch die Schriftsprache ist die nämliche, und nur die Aussprache ist verschieden.

Einer der jüngsten und hauptsächlichsten Vertreter des vlämischen Zweiges der niederländischen Litteratur ist Pol de Mont. Er darf sich rühmen, in Deutschland kein Unbekannter mehr zu sein. Georg Brandes hat in der „Frankfurter Zeitung“ und Friedrich von Hellwald in der „Nationalzeitung“ bereits früher auf ihn aufmerksam gemacht. Ferner ist von Heinrich Flemmich (bei Riepert in Freiburg) ein Band hauptsächlich lyrischer Gedichte von ihm in Uebersetzung erschienen, und ich selbst habe (bei Lüstenöder in Berlin) einen Band „Idyllen“ von ihm in Nachdichtungen veröffentlicht.

Denn so mancherlei Bücher Pol de Mont auch bereits hat erscheinen lassen („Gedichten“ — „Lentesotternijen“ — „Idyllen“ — „Idyllen en andere Gedichten“ — „Op mijn dorpkken“ — „Loreley“ — „In Noord en Zuid“ — „Claribella“ — „Iris“), immer ist meine Ansicht gewesen, und ich habe bisher keine Ursache gehabt, dieselbe zu ändern, daß seine Hauptstärke in der Idyllyendichtung liegt.

Und es ist das ja auch kaum zu verwundern. Tragen doch Menschen und Landschaft in den Niederlanden vorwiegend idyllischen Charakter. Und wie die Niederländer in der Kunst vor allem als Genremaler glänzen, so ist es nur natürlich, daß sich auch die Dichtung die idyllischen Seiten ihrer Heimat nicht entgehen läßt, sondern nach Kräften

verwertet. Sie befindet sich hier auf ihrem eigensten natürlichen Gebiete, die betreffenden Dichtungen können den echten Erdgeruch der heimischen Scholle tragen, und gerade hier vermögen die Dichter etwas Eigenartiges zu leisten, was den in andern Ländern geborenen Poeten nicht in gleich gewinnender Weise möglich ist.

Der Leser findet in Pol de Monts idyllischen Dichtungen oder — wie sie auch heißen könnten — Dorfgeschichten in Versen stets die höchste Simplizität und Schlichtheit des Inhalts, verbunden mit dem wärmsten Gemütsstone im Vortrag, und niemand wird sie ohne Rührung und Ergriffenheit aus der Hand legen.

Diese Wirkungen aufs Gemüt sind es auch, welche Pol de Monts Idyllen im besondern für den Deutschen anziehend machen, der — wenn er sich dem innersten Zuge seiner Natur überläßt — schlichte Herzigkeit und Gemütsinnigkeit noch immer sensationellen und stark gepfefferten litterarischen Produkten vorzieht. Und wie der früher erschienene Idyllenband bei Kritik und Publikum reichen Beifall gefunden hat, so hoffe ich, daß es auch dem vorliegenden nicht an teilnehmenden Lesern fehlen wird.

Pol de Mont ist ein Gegner des litterarischen Franzosentums und ein großer Freund und Kenner der deutschen Litteratur. Letzteres hat er vor allem auch dadurch bewiesen, daß er der jüngsten deutschen Litteratur einen ganzen Band Charakteristiken deutscher Dichter gewidmet hat, und es hieße nur eine Liebe mit der andern vergelten, wenn seine Dichtungen dafür von deutschen Lesern willkommen geheißen würden.

Was schließlich die persönlichen Schicksale Pol de Monts angeht, so ist derselbe im Dorfe Wambete in der Nähe von Brüssel 1857 geboren. Seit 1867 besuchte er die Volksschule zu Ninove, ging 1871 in das kleine Seminar zu Mecheln über, studierte in Gent und Loewen und ist jetzt Professor am königlichen Athenäum in Antwerpen.

Man sieht: Pol de Mont ist noch jung, kaum 38 Jahre alt, und die Welt darf sich noch viel Schönes von ihm versprechen.

Auch an glänzenden äußeren Erfolgen hat es ihm nicht gefehlt, und bereits für seine erste lyrische Gedichtsammlung ist ihm der — alle fünf Jahre zur Verteilung kommende — königlich-belgische Staatspreis erteilt worden.

Albert Möjer.

## My master dead.

---

Unter meinen Lesern wird es keinen geben, der sich nicht — zum wenigsten einmal in seinem Leben — ergriffen gefühlt hätte von der häufig so eigenartigen Sucht zu sammeln, welche so oft — bei manchem wenigstens — in Leidenschaft und manchmal sogar in Manie ausartet.

So hatte auch ich einst meine Zeit, in welcher ich sammelte und zwar — verwundere dich nicht allzusehr, lieber Leser — nichts mehr und nichts weniger als — Knöpfe.

Ja, ich sammelte Knöpfe. Ich hatte Knöpfe von jeder Größe, jeder Farbe, jedem Stoffe. Ich hatte runde, ovale, selbst viereckige Knöpfe; ich hatte weiße, schwarze und rote Knöpfe; ich hatte Knöpfe von Stein, Eisen, Kupfer, Perlmutter und Glas; ich hatte Hosen-, Hemd- und Manschettenknöpfe, doch vor allem hatte ich Soldatenknöpfe.

Aber von meiner ganzen reichen und mit so viel Mühe zusammengebrachten Sammlung ist mir bis auf den heutigen Tag nur noch ein einziges Exemplar geblieben in der Gestalt eines Soldatenknopfes, welcher der letzte Vertreter des schönsten Theiles meiner Sammlung ist. Da halt' ich dich in der Hand, du alter, guter, köstlicher Spielkamerad; ohne es zu wissen, hab' ich dich wieder — wie damals, als ich noch Kind war — zehn-, zwanzigmal am straffgespannten Armel gerieben, und wieder blinkst du mir entgegen wie in den schönsten Tagen deiner Existenz, als du die Uniform von — ich weiß nicht welchem — tapferen Vertreter der bewaffneten Macht ziertest. Welcher Waffe gehörte dein erster Eigentümer an?

In welchem Orte des leuchtenden Albion oder des bergigen Schottland stand seine Wiege? Denn dieses wenigstens sagte mir deine Aufschrift, daß dein Besitzer den englischen Truppen zugehört hatte. Wie viele bittere Thränen mag seine Mutter geweint haben an dem Tage, als du zuerst auf seiner Brust funkeltest? Welche trüben, welche glorreichen Zeiten waren das, o du blinkender Knopf, die Zeiten Wellingtons und der Schlacht von Waterloo!

Auf deiner oberen Seite weist du einen Schwan, und darunter lese ich — diesmal französisch — folgende Worte — gleichsam eine Prophezeiung an die Adresse des glatthaarigen Korsen: „Qui s’y frotte, s’y pique.“

Lieber Leser, darf ich dir etwas aus dem Leben meiner Großmutter erzählen?

Noch seh’ ich sie deutlich vor Augen, die gute, alte Frau, aus deren Händen ich jenen kostbaren Knopf empfang. Da schlag’ ich mein Album auf und finde — aufs Geratewohl, beim ersten Griff — das Bild meiner Großmutter. So sah sie in der That aus, so hab’ ich sie volle zwanzig Jahre an ihren Stuhl gebannt in der Ofenecke sitzen sehen, wartend auf die Ankunft des letzten Abgesandten der Ewigkeit — des Todes. Sie trägt ein altmodisches schwarzseidenes Kleid mit enganschließenden langen Ärmeln, die sich dicht am Handgelenk in kleine Falten legen; ein gestickter Kragen sticht schneeweiß ab von der dunklen Tracht; nur wenige bürrstige Härchen lauschen hervor-unter der fein gefältesten Mütze, welche mit zwei seidenen Schleifen verziert ist; die Augen blicken tief und freundlich aus den beinahe ausgefallenen Brauen; die Nase ist fein; die Lippen haben die Form eines nach hinten gezogenen Bogens, doch ein sanftes Lächeln umspielt sie als deutlicher Beweis einer ruhigen Seele; das Kinn steht etwas spitz nach vorn.

Über ihrem Haupte hingen in dem sauberen Gemache, welches Aussicht hatte auf einen blumenreichen Garten, fünf oder

sechs große Bilder, Napoleons Feldschlachten, nämlich die Schlachten von Wagram, bei der Brücke von Arcole, den Tod des Herzogs von Montebello, die Schlachten von Jena und Austerlitz vorstellend. Was wußte sie nicht alles von dem „grand empereur“ zu erzählen, und wie oft wiederholte sie — stets mit demselben Wohlgefallen — die bekannte Großsprecherei von der „Sonne von Austerlitz“ und den stolz klingenden Satz: „Du haut de ces pyramides quarante siècles vous contemplant.“

Dasjenige Wort aber, welches in ihrem Munde für mich einen wahrhaft bezaubernden Klang hatte, war — neben dem großen Wort von Waterloo: „La garde meurt et ne se rend pas“ — die schlichte Ansprache von Wellington an seine Waffengenossen.

„Wellington“, sagte sie, und ihre wie vor Ehrerbietung zitternde Stimme weckte in solchen Augenblicken tiefen Respekt, „Wellington durchheulte die Reihen der englischen Soldaten und war überall zu sehen, wo es am heißesten herging, es regnete Kanonenkugeln rings um sein Pferd, und doch wurde er nicht getroffen. ‚Haltet euch tapfer, ihr jungen Leute‘, sagte er zu seinen Truppen; ‚was werden sie von uns in England sagen, wenn wir nicht sterben oder siegen?‘“

Sie schien mit besonderer Vorliebe von den englischen Truppen zu sprechen, die zu jener Zeit in ihrem Geburtsort, dem kleinen Denderstädtchen Ninove, im Quartier gelegen hatten. Sie rühmte immer aufs neue ihren Reichtum, ihre galante Zuverlässigkeit, ihre schimmernden Uniformen, und sie hörte nicht auf, eine liebevolle Erinnerung an einen jungen Offizier der Leibgarde zu bewahren, welcher im Hause ihres Vaters einquartiert gewesen war.

Auf den Namen des edlen „Lords“ — denn so nannte ihn die Großmutter — kann ich mich schlechterdings nicht mehr besinnen. Das Bild jedoch, welches sie von ihm entwarf, steht mir noch lebendig vor der Seele. Er war ein schlank aufgeschossener Jüngling mit hellen, blauen Augen voll tiefer Innigkeit, mit lichtblonden Locken und jugendlich sich kräuselnd-

dem Barte, „und“, fügte sie hinzu, „er hatte die schönsten Zähne von der Welt“.

überall in Belgien hatte man „die Alliierten“, wie das Volk in Südniederland das Heer der verbündeten Großmächte nannte, als Beschirmer und Befreier empfangen. Die aufgeregte Menge, begeistert durch die in der That nicht getäuschte Hoffnung, daß der verhaßte Tyrann (dessen Streifzüge unsere Dörfer und Städte entvölkert hatten, um seine Kanonen mit dem Fleisch und Blut von zahllosen Menschenkindern zu füttern) bald und für alle Zeit fallen werde, hatte mit vollen Händen Blätter und Blumen gestreut, nicht nur unter die Füße der englischen und deutschen Infanterie, sondern auch unter die Pferde der rohen, borstigen Kosaken. Auch der jugendliche Kapitän der englischen Leibgarde wurde im Hause des Pächters, Herrn Moses Smedt, des Vaters der damals achtzehnjährigen Jungfrau Therese, meiner Großmutter, als ein Gesandter des Himmels empfangen und wie ein Kind des Hauses gehalten. Nur drei Tage dauerte die Einquartierung, doch diese dreimal vierundzwanzig Stunden waren genügend gewesen, um die innigsten Bande der Freundschaft zwischen Gast und Wirt entstehen zu lassen. So mächtig wirkt die gleiche Gefahr auf Menschen, die sonst einander vollkommen fremd sind, einen anderen Namen tragen und oftmals andere Sympathien hegen.

Es kam Befehl von dem Stabe der Truppen, in der Richtung auf Nijvel abzurücken.

Als der Morgen des Abzugstages in rosigem Glanze über dem Städtchen lachte, da wurde die erwachende Sonne Zeuge eines seltsamen und ergreifenden Schauspiels. Vor jeder Thür des Städtchens standen gesattelte Pferde; Greise, Frauen, junge Mädchen und Kinder, alle umringten den zum Streite ausziehenden Fremdling, welchen sie beherbergt hatten. Da wurde geweint und geschluchzt, da wurden Hände gedrückt und Küsse ausgetauscht wie mit einem eigenen Sohne und

stehende Augen mit Gebeten und Seufzern zum Himmel erhoben.

---

So geschah es auch bei dem alten Moses Smedt. Als der schöne Kapitän der Leibgarde in großer Uniform bereit stand, um in den Sattel zu springen, da brachen Vater, Mutter und Tochter in Thränen aus, und auch er, der tapfere Jüngling, fühlte zwei Perlen über seine Wangen rollen, während der alte Schnurrbart James, sein Diener, an seiner Seite stand und schluchzte wie ein Kind.

„Gott möge Ihre Waffen segnen!“ hatte der alte Mann gesagt, „und unverletzt bringe er Sie wieder zurück aus der Schlacht!“ Und der schöne Kapitän der Leibgarde hatte versprochen, nach dem Siege ganz bestimmt nach Ninove zurückzukehren.

Er hätte es nur hören sollen, mit welchen Farben die schlichte alte Frau den glänzenden Durchzug der englischen Truppen durch ihren Geburtsort zu schildern wußte! Von sechs Uhr des Morgens bis tief in den Nachmittag hinein erklang auf den gepflasterten Straßen der trabende Hufschlag der Pferde oder der langsame Tritt der Fußgänger.

Solch ein Prachtschauspiel war noch nirgends gesehen worden. Die Leibgarde mit ihren roten Mänteln, blauen Hosen, schwankenden Federbüschen und goldnem Achselschmuck, die schottischen Jäger mit ihren buntgestreiften Röcken und halbnackten Beinen, die wehenden Fahnen, die rasselnden Trommeln und schmetternden Trompeten, das alles beschienen von einer herrlichen Junisonne, welche Helme, Kürasse, Lanzen und Gewehre von fern wie ein Feuermeer erglänzen ließ, das alles begleitet von dem kriegerischen Gewieher der Rosse und dem dröhnenden Zujachzen der Menge: das war das Bild, welches sie uns in ihrer schlichten, malerischen Art farbenreich und lebensvoll vor die Augen zauberte.

---

Nun schreiben wir den 19. Juni 1815. Schon am Tage zuvor hat man in dem kleinen Denderstädtchen die Nachricht

vernommen, daß Napoleon geschlagen und auf der Flucht ist. Man weiß, daß das französische Heer nach zehn verschiedenen Richtungen hin den Rückzug angetreten hat; Grouchy und Ney, die Gefechte bei Quatre-Bras und La Haye, die kaiserliche Garde, Blücher und Wellington — alle diese Namen fliegen mit der Schnelle des Blitzes von Mund zu Mund. Das Volk läuft zusammen in den Straßen, die Glocken läuten mit festlichem Klang, jede Brust holt freier Atem, und es ist, als ob die Luft jetzt reiner und der Himmel wieder klarer wäre. Und ist es ein Wunder? Ein großer Tyrann ist gefallen.

Und sieh: aus allen Städten, Dörfern, Flecken strömt das neugierige Volk, zu Fuß, zu Pferde, in jeder Art von Fuhrwerk nach dem gestern noch unbekanntem brabantischen Dörfchen, dessen Name fortan den Klang des Donners bekommen hat: Waterloo.

Die Schlacht, nein, das Schlachtfeld wollen alle sehen. Man will die gefallenen Tapferen auffuchen, Sohn, Freund, Verwandte oder Nachbarn, vielleicht auch den fremden Krieger ausfindig machen, der in dem Hause eines jeden die freundlichste Gastfreundschaft genossen hatte. Sind nicht alle, welche für die allgemeine Befreiung stritten, Kinder desselben Vaterlands?

---

Auch der alte Moses Smedt hat seinen Wagen mit seinem stärksten Arbeitspferde bespannt, und begleitet von seiner Tochter, ist er — nicht nach Waterloo, sondern nach Brüssel gefahren. Dort — im Elisabethhospitale — empfangen hundert und aber hundert Verwundete, meist Engländer, die letzte, die allerletzte Pflege. Gerüchte gehen um, daß 20,000 englische Soldaten tot oder verwundet, hundert Offiziere verwundet und mehr als hundert gefallen sind. Vater und Tochter wollen, wo möglich, das Los des Kapitäns der Leibgarde erfahren, ihn in allen Hospitälern auffuchen, ihm nöthigenfalls Stärkung und Trost bringen und — hoffen ihn wohlbehalten zurückzuführen.

Durch die Fürsprache einer vornehmen Person erschlossen sich für Vater und Tochter die Thüren der Ambulanzen. Schon hatten sie ein Drittel derselben besucht, einer Anzahl verwundeter Offiziere hatten sie den Namen des Lords \*\*, Kapitän beim so und so vielten Regiment der Leibgarde, genannt — alles umsonst! Weder diese noch jemand anders hatte ihnen die mindeste Aufklärung geben können.

Da geschah es denn, daß unsere Reisenden ihre Schritte nach dem Elisabethhospital lenkten.

Dort durchheilten Vater und Tochter mit klopfendem und bangem Herzen, als handelte es sich um einen Sohn oder Bruder, die langgedehnten, zahlreich aufeinander folgenden Krankensäle, die so still und einsam wie Kirchhöfe und doch so voll Leid und Jammer waren. Hier krampft sich auf seinem Lager ein verstümmelter Körper in Todeszuckungen zusammen, dort streckt sich ein bebender Arm flehend in die Höhe, während eine kaum noch vernehmbare Stimme den Seufzer: „Wasser, Wasser!“ stammelt; weiterhin trägt man auf einer Bahre einen soeben entschlafenen Tapfern nach einem andern Aufenthaltssorte — nunmehr dem letzten.

Plötzlich erhebt sich bei dem Durchgang unserer Reisenden eine von Thränen erstickte Stimme, und gleich wie der Wortlaut eines schrecklichen Urtheils klingen ihnen die Worte in die Ohren: „God bless me! Farmer Smedt! Farmer Smedt! My master dead! Alas! Alas! My master dead!“

Der alte Mann wird bleich und dreht sich um, das junge Mädchen drängt sich zitternd dicht an den greisen Vater, beide erkennen die Stimme von James, dem alten Schnurrbart, dem Diener des jugendlichen Helden.

---

„My master dead! Alas! Alas! My master dead!“

Wohl hundertmal habe ich diesen Ruf aus dem Munde meiner Großmutter gehört. Und oftmals glänzte dann in ihrem Auge eine perlende Thräne. War es eine Thräne des Mitgeföhls mit dem treuen Diener, dessen kurzer Seelenschrei

so deutlich zeugte von seiner Liebe zu dem gefallenen jungen Helden? War es vielleicht ein zärtlicheres Gefühl, das Gefühl der Liebe für den schönen Kapitän der Leibgarde selbst?

Ich weiß es nicht. Doch niemals werde ich die Worte, welche ich als Titel vor diese Skizze gesetzt habe, aus dem Gedächtnis verlieren, und so oft ich sie ausspreche, werde ich an das Bild des zum Streite ausziehenden Kriegers und der weinenden Bürgertochter denken —

Lieber Leser! habe ich recht, meinen kupfernen Leibgardistenknopf aufzubewahren?

## Der Orgelmann.

---

Oft wenn im trauten Zimmer ich am Sonntag  
 Sonette feile oder Oden dichte,  
 Grüßt von der Straße her mich Orgelklang,  
 Ein Lied anstimmend, hundert Jahr' schon alt.  
 Dann ist's vorbei mit Reim und Silbenzählen,  
 Die Feder lass' ich, öffne rasch das Fenster,  
 Und während ich den wehmutweichen Klängen  
 Der Orgel lausche, die stets näher kommen,  
 Steigt auf im Geist ein Traumgesicht, ein süßes:  
 In sonn'gem Dorf die sonn'ge Kinderzeit.

\* \* \*

Kirmes ist morgen. Dort im niedren Backhaus  
 Steht Klaas, der Knecht, mit aufgestreiften Ärmeln,  
 Den Ofen heizend. Nahe ihm bewegt sich  
 — Mit saubrer Schürze angethan — die Köchin,  
 Frau Peternel, die greise. Flink umkreist sie  
 — Als wär' sie zwanzig erst — den Anrichttisch,  
 Setzt Torten, die von weicher Butter glänzen,  
 Auf glatte Platten hier, gießt dort die Masse  
 Erst in die Form und zieht verschlung'ne Kreise  
 Aus Zucker drauf, mit Sigelb alles färbend.

Auf unsres Hauses Schwelle aber sitzen  
 Die Mädchen, Erbsen lesend, Grünkohl säubernd,  
 Mit schneller Hand die fetten Rücken rupfend;  
 Im Garten harft der jüngste Knecht die Wege  
 Und tilgt das wen'ge Unkraut von den Beeten.

Da plötzlich vor der Thür erschalln der Orgel  
 Willkommen Klänge; Knecht' und Mädchen lassen  
 Die Arbeit, sammeln rasch sich um die Orgel  
 Und fühlen schon im Fuß sich Tanzlust regen.  
 Tief aus dem Garten her, wo er die Hecke  
 Geschoren, naht sich Tijs, des Gartens Hüter,  
 Die großen Holzschuh' in den Händen tragend.  
 Der Stallknecht, der im kleinen Wagenhause  
 Geschirr und Zaum puht, wirft die Bürste weg  
 Und hüpf't, die kühnsten seiner Sprünge wagend,  
 Mit Händeklatschen toll herum, daß grimmig  
 Der Hofhund ob des Lärms zu bellen anhebt.  
 Nur Peternel bleibt fest am Werk und wettert  
 Laut gegen Klara, die — den Besen haltend —  
 Nach außen stürmt. Da sieh! Es zieht der Spielmann  
 Ein Tuch von seiner Orgel: Si der Tausend!  
 Geschützt durch Glas dort drehen sich im Kreise  
 In buntem Schmuck zehn farbenreiche Bilder,  
 Und hoch auf einem Brette sitzen Affen  
 Mit Brummbaß, Fiedel, Trommel und Trompete,  
 Und rastlos geht der Bogen auf und nieder,  
 Die Trommel wird gerührt, und mit geschwoll'nen,  
 Hochroten Backen bläst der Affen größter  
 Die Schiebtrompete, während artig grüßend  
 Die Tänzer sich vor ihren Damen neigen.

Indes: im Lehnstuhl drinnen, nah' dem Fenster  
 Wo er — die Zeitung lesend — jeden Mittag  
 Pfllegt einzunicken, ist von all dem Lärmen  
 Und lautem Orgelspiel Ohm Paul erwacht.  
 Die Brille auf der Nase, tritt der Alte,  
 Behaglich nickend, langsam vorwärts schreitend,  
 Ins Frei' heraus, und während in den Taschen  
 Er Kupfermünzen für den Spielmann sucht,  
 Lacht er dem Dienstvolk zu:

„Si, das ist schön!  
 Das paßt euch gut!“ spricht er, indes der Spielmann  
 Zu drehen aufhört: „Ja, wenn wir die Orgel  
 Nicht heute hörten, wahrlich, niemand würde  
 Es glauben, daß wir Kirmes morgen feiern.“

Ein prächt'ges Wetter, das Ihr mitbringt, Mann;  
 Die echte Kirmessonne. Seh' doch einer  
 Das junge Volk nur an! Wahrhaftig, glauben  
 Schier sollte man, daß für den Tanz von morgen  
 Sie heute schon die Partnerin sich suchen.  
 Nun, immerzu! Freut euch der Jugend, Kinder!  
 Und Ihr, Gesell, ein Lied noch spielt, ein neues,  
 Das fröhlicher zur Arbeit stimmt die Seelen!"

Und wieder scholl, noch lauter als im Anfang  
 — Am Straßenende von der Schule Mauern  
 Zurückgeworfen — in die tiefe Stille  
 Des Nachmittags der Orgel heller Klang.

Nun flüsterte, geheim mit Augen winkend.  
 Ohm Paul mit Klara, die ins Backhaus trat;  
 Und als zuletzt — voll Kupfergeld die Mütze —  
 Der Spielmann freundlich grüßend scheiden wollte,  
 Da brachte Peternel (der Ohm befahl es)  
 Dem armen Schelm den ersten Teller Kuchen,  
 Der aus dem Ofen kam.

Nun kehrten alle  
 Mit Eifer neu zur Arbeit, in der Scheuer  
 Im gleichen Takt klang neu der Flegel Klappern,  
 Im Garten stieg das abgeschor'ne Holz  
 Zu mächt'gen Haufen auf, Geschirr und Raumzeug  
 Ward silberblank, und während aus dem Schornstein  
 Der Rauch in blauen Wölkchen aufwärts wallte,  
 Durchdrang ein Ruchenduft die reinen Lüfte,  
 Zu raschem Kosten ladend.

Lang' noch liefen  
 Von Haus zu Haus und Straßen ab wir Kleinen  
 Dem Spielmann nach, bis endlich . . .

\* \* \*

Doch wo blieb  
 Mein Orgelmann da draußen vor dem Hause?

Fernab noch klingt, stets leiser, immer leiser  
 Des Liedes Klang, das hundert Jahr' schon alt;

Dann hört es auf; nein, nochmals weht im Winde  
 Ein Ton zu mir heran und nochmals einer  
 Und dann nichts mehr! Verklungen ist das Lied,  
 Für ewig hin, und mit ihm auch mein Traum:  
 In sonn'gem Dorf die sonn'ge Kinderzeit.

Das Fenster schließ' ich, wieder läuft die Feder,  
 Dem Geiste dienstbar, ob den Plänen  
 Den weißen, und aufs neu' zieht sie stille  
 Ins Zimmer ein, wo Flanderns jüngster Dichter  
 Mit ems'gem Eifer für geneigte Leser  
 Sonette drehelt oder Oden feilt.

## Meine erste Hase.

---

Wenn wir in der späteren Lebenszeit das inhaltsvolle Buch unserer Erinnerungen aufschlagen, so fällt unser Auge auf manche Seite, auf der die Schrift ausgeprägter, die Eindrücke lebendiger, die Aufzeichnungen bedeutsamer sind, und bei der wir mit einem besonders vergnügten Lächeln oder mit einem trüben Schmerzenszug um den Mund länger und lieber zu verweilen pflegen.

Jedoch keine von allen Erinnerungen läßt vielleicht einen so lebhaften und angenehmen Eindruck zurück wie drei oder vier scheinbar unbedeutende Vorfälle aus unserm Knabenalter, Vorfälle, welche bei allen dieselben sind, von allen ziemlich um dieselbe Zeit erlebt, von allen ohne Zweifel mit demselben ungeduldigen Verlangen ersehnt und mit demselben Enthusiasmus durchgemacht werden.

In drei besondere Perioden läßt sich die Jugend einteilen. Die dritte, mit welcher die eigentliche Knabenzeit beschloffen oder gekrönt wird, weil der Knabe dann dasjenige erlangt, was man die Jahre der Geseßtheit und des Verstandes zu nennen beliebt, endigt an dem Tage, an welchem derselbe ohne Wissen der Mutter, doch vielleicht unterstützt durch eine alte gutwillige Dienerin, deren Plauderstündchen er nicht verrät, des Vaters hellblinkendes Schermesser aus dem Toilettentisch hervorholt. Seht es nur an, das glatte, bartlose Kinn: mit dem Talent eines Barbiers von Sevilla wird es eingeseift, zwei- oder dreimal streicht das blinkende, schnell stumpf gewordene Messer über die runden, blühenden Wangen, ohne etwas anderes von denselben herunterzubringen als den weißen, leis knisternden Seifenschaum. Glücklich noch, wenn der Vater nicht just zu guter Stunde erscheint, um den jugendlichen

Barbierkünstler in flagranti zu ertappen; glücklicher noch, wenn die Sache abgeht ohne eine breite Wunde in der Backe, einen Schnitt unter der Nase oder einen amputierten Zeigefinger.

Die zweite Phase — verzeih', lieber Leser, daß ich nach Art der Hebräer von hinten angefangen habe — endigt an dem denkwürdigen Tage, an welchem der Junge aus einem von des Vaters Kleidungsstücken eine durch Zufall vergessene irdene Pfeife und einen Rest Tabak hervorlangt. Endlich also darf er als „Großer“ rauchen. Denn bis dahin mußte er sich damit begnügen, das gewichtige Privileg bejahrterer Leute auf allerlei Art nachzuahmen. Er begann mit einer Schokoladenzigarre oder einer Zuckerpfeife, die er nach vollständigem Verbrauch vertauschte mit einer eigenhändig aus dem Holz einer Baumwurzel geschnitzten Pfeife, die er ganze Tage im Munde behielt und zur Essens- und Schlafenszeit sorgfältig in seiner Mütze zu verbergen wußte.

Bald aber wurde das System verbessert und weiter vervollkommnet. Einem Arbeiter wurde mit vieler Mühe seine kurze Pfeife abgebettelt, mit trockenen Baumblättern gefüllt und das delikate Gemengsel als unverfälschter Knaster geraucht.

Das Ideal aber ist damit noch nicht erreicht. Und dieses Ideal ist und bleibt: des Vaters Pfeife, gefüllt mit des Vaters Tabak und angezündet mit des Vaters eigenen Zündhölzchen.

Und sieh: nunmehr ist auch dieses Ideal erreicht.

„Die Pfeife umspann' ich mit fester Hand,  
Und niemand soll sie mir nehmen;  
Ihr Holzsoldaten, nun seid ihr verbannt;  
Wer raucht, der kennet kein Grämen!“

Stolz wie Columbus, als aus dem Mastkorb die Stimme seines Kajüttenjungen „Land“ rief, sucht er mit seinem Schatze den geheimsten Winkel des Gartens auf, und dort, ins hoch aufgeschossene Gras gestreckt, qualmt und raucht er wie ein Dampfschiff.

Die erste Etappe endlich, die am Tage unserer glücklichen Geburt ihren Anfang nimmt, wird gekrönt an dem unvergeß-

lichen Tage, an welchem wir den Mädchenrock der ersten Kindheit vertauschen mit — zieh' den Hut, o Leser, vor dem achtunggebietenden Worte — dem, was die Römer eine bracca, wir eine Hose getauft haben.

Habt ihr schon je darüber nachgedacht, was dieses Ereignis für einen kleinen Kerl von vier oder fünf Jahren bedeutet?

Nahm er bis dahin in der Gesellschaft seiner Spielgenossen nicht einen ganz untergeordneten Rang ein? Nirgends zählte er mit. Im Hause ging er sozusagen auf in der Persönlichkeit seiner Frau Mutter, deren breiter und kräftiger Schoß sein Thron und sein Versteckplatz war. Mischte er sich außer dem Hause zufällig unter die Nachbarfnaben, so hatte er nicht das mindeste Recht in Anspruch zu nehmen, er wurde dort nur geduldet, wie man etwa auch seine Schwestern duldet, weil man es so für gut befand, oder weil er zu unbedeutend war, um ihm in den Weg zu treten. Ohne förmliche dazu erlangte Erlaubnis der Bande durfte er in seinem Mädchenrock niemals an ihrer lauten Freude teilnehmen. Spielte er schließlich doch mit und wurde abgezählt, um zu sehen, wer zuerst „dran sein“ sollte, so übersprang man „den Kleinen mit dem Rocke“, nicht aus Böswilligkeit, o nein, vielmehr aus einem Gefühl edelmütigen Schutzes, weil man nicht wollte, daß ein „so kleiner Kerl“ schon „dran wäre“. In der Schule wies man ihm einen Platz auf den Mädchenbänken an, und wenn die Stunde der Freipause schlug, so rührte er niemals Knicker, Peitsche oder Kreisel an, sondern spielte mit den Mädchen „Hinken“ oder „Verstecken“.

Nun aber wird das Verhältnis ein ganz anderes. In Zukunft steht sein Geschlecht unwiderruflich fest, und er gilt fortan dauernd für einen Jungen. Nun sagt sein Vater, wenn er in seiner Gegenwart von ihm spricht: „Unser künftiger Bürgermeister, unser Prediger, unser Advokat“, indem er mit letzterem Titel vielleicht auf eine frühzeitige Schwachsucht anspielt; wenn der „Oheim aus der Stadt“ kommt, um seine Eltern zu besuchen, so unterläßt er niemals, in staunendem Tone zu sagen: „Poß Wetter, Kerl! Ich erkenne dich nicht wieder! Wie

groß du wirst! Du wächst wahrlich schon oben und unten aus deiner Hose heraus.“ Nun ist er für alle Zeit erlöst von der Demütigung, daß der Krämer, wenn derselbe auf den Hof kommt, um Garn, Steck- und Nähadeln zu verkaufen, an die Mutter die ärgerliche Frage richtet, ob „der kleine Krauskopf da ein Junge oder ein Mädchen“ ist.

Die Hose ist das Zeichen der Männlichkeit, sie entspricht gleichsam der toga virilis der Römer, welche die bulla, das bisherige Kinderkleid, in die Kumpelkammer verbannte. Mit der Hose bekommt der Junge ein Duzend Staatsrechte, die er früher nicht besaß, Rechte von allerlei Art, z. B. das Privileg, Vaters Hosenträger zu probieren, alle Abende aus des Vaters Pfeife zwei Züge zu thun, den Vater des Sonntags ins Wirthshaus oder zum Regelspiel zu begleiten, die Mutter auf den Markt oder nach der Stadt zu bringen, das Recht, einen Kreisel und eine Peitsche zu besitzen und an allen Sonntagen ein paar Pfennige — einen wahren Schatz — zu bekommen, um Knicker zu kaufen, das Recht, sich zu hauen, Schneemänner zu bauen, auf dem Eise zu schlittern und mit faustdicken Schneebällen zu werfen, das Recht, des Abends, wenn man die Pferde auf dem Hofe ausspannt, auf ihren breiten Rücken gesetzt zu werden, wenn auch nur für eine ganze Sekunde, das Recht, den Mädchen beim Kartoffelschälen und dem Aushülsen der Erbsen zu helfen, das Recht — last, not least — des Morgens im Herbst die bei Nacht abgewehnten Apfel und Birnen aufzulesen, natürlich nicht ohne die saftigsten aufzuessen.

Wie ich meine erste Hose bekam und wie sie aussah, das steht mir noch lebendig vor der Seele.

Ich stand schon in meinem vierten Sommer, und noch immer wurden zu dem wichtigen Ereignis keine Vorbereitungen getroffen. Da hat ich meinen Vater so schön, und meine Mutter legte so manches gute Wort ein, daß endlich beschlossen wurde, mich „demnächst“ zur Würde eines „Jungen“ zu erheben.

„Demnächst!“ Das hieß, wie ich wußte: Wenn mein Vater wieder nach der Stadt ging, so wollte er den nötigen Stoff kaufen. Hinterher würde der Kleidermacher kommen,

und erst, wenn sein Werk vollbracht, würde mir endlich vergönnt sein, „behobt“ über die Straße zu schreiten.

„Demnächst!“ Sieh, lieber Leser, dagegen war meine Gebuld nicht gewaffnet.

Ich legte also Berufung ein. Meine Mutter, stets meine Vertreterin und Vermittlerin in all dergleichen Angelegenheiten, wurde mit Küffen und sonstigen Zärtlichkeiten auf meine Seite gebracht, einen neuen Bundesgenossen fand ich in der Schwester meines Vaters, die einige Tage bei uns auf dem Dorfe verweilte; und selbst das Dienstmädchen und der Knecht wurden mit schönen Versprechungen dahin gebracht, ein gutes Wort einzulegen.

Und so geschah denn, was allein geschehen konnte, in der Voraussicht, daß der Vater erst später in die Stadt gehen würde. Aus einem abgedankten Tuchmantel meiner Mutter zeichnete und schnitt mein Vater, nachdem er mir zuvor Maß genommen hatte, eigenhändig das berühmte Kleidungsstück, meine Mutter und Tante setzten sich beide den ganzen Vormittag an die Arbeit, und endlich um ein Uhr war die heißersehnte Hose fertig.

Himmel, wie groß war meine Freude, als ich, nachdem ich meinen Mädchenrock ausgezogen hatte, mit klopfendem Herzen und rot vor glückseliger Verschämtheit erst das linke Bein und — nachdem ich ein paar Augenblicke Atem geschöpft hatte — auch das rechte in den Hosenbeinen verschwinden ließ.

Und merke wohl, lieber Leser: es war eine wirkliche und wahrhaftige Jungenhose. Denn ich verstand sehr wohl einen Unterschied zu machen zwischen einer Hose wie die meinige, die hinten ganz und gar geschlossen war, und gewissen Hosensachen anderer Kameraden, deren Hemdchen oft zu meinem größten Pläzieren durch das Hinterthürchen herabbaumelte, was uns dann im Chor zu dem Ruf veranlaßte:

„Ninove<sup>1</sup>, Ninove steht in Brand,  
Männken will nach Hause gehn,  
Seine Mutter will Kuchen baden.“

<sup>1</sup> Kleiner Ort in Belgien, wo die Geschichte spielt.

„Du siehst aus wie ein Dorffschulze“, sagte mein Vater, nachdem er selbst die Knöpfe geschlossen und ich auf seine Frage, was sie alle dafür kriegten, ihm selbst, der Mutter und der Tante je einen meiner zärtlichsten Küsse gegeben hatte. Ist es ein Wunder, wenn ich mir sehr bald die Erlaubnis zu verschaffen wußte, mit meiner „toga virilis“ stolz wie ein Pfau nach dem Forum, das will sagen, nach dem Plaze zu eilen, wo ich gewiß war, täglich meine guten Freunde zu finden?

Was den Nachmittag mit mir geschehen ist, kann ich nicht mehr ganz genau angeben. Einzig steht mir noch vor der Seele eine vage und undeutliche Erinnerung an ein großes und unbeschreibliches Glück, an eine ausgelassene, triumphierende Freude.

Jedenfalls habe ich behalten, daß ich „mit vollen Zügen“ aus dem Becher meiner „neuen Rechte“ trank, und insonderheit, daß wir, verlockt durch den Sonnenschein und durch den Gesang der Vögel bezaubert, alle miteinander in den Wald zogen, um — wie es hieß — Vögel zu fangen, und daß ich mit meiner neuen Hose auf die jungen Bäume kletterte, unter dem Vorwande, mit eigenen Augen in das Nest eines Buchfinken zu sehen, „wie viel Eier die Tierchen hätten“.

Als ich am Abend — etwas später als gewöhnlich — in der Dämmerung nach Hause kam, war von meiner seligen ersten Hose nichts mehr übrig als ein unansehnliches Gewirr von erbarmungslos zerrissenen Fetzen.

Ob ich zur Strafe „ohne Abendessen“ zu Bett geschickt wurde, das wage ich jetzt nicht mehr zu entscheiden; daß ich aber vom nächsten Tage an aufs neue für zwei lange Wochen in meinen Mädchenrock gesteckt wurde, das war nach so viel Stolz und Freude eine erste bittere Enttäuschung, die ich niemals vergessen werde.

## Jugendliebe.

Im Herzen von Brabant, in einem Thale,  
 Wo Sommers Rüche grasen auf den Flächen  
 Der Wiesen und an silberblauen Weihern,  
 Wo zahllos Butterblumen, Tausendschön  
 Und Himmelschlüssel zwischen Halmen leuchten,  
 Dort ragt, uralt, ein Wald; die knorrige Eiche,  
 Die frische Espe und die ries'ge Ulme  
 Verschlingen drin ihr Laub; und in den Wipfeln,  
 Sobald der Mai sie schmückt mit jungen Knospen  
 Und weißen Käzchen, die im Lichte schwellen,  
 Dort schwirrt das Heer der Vögel; Nachtigallen  
 Mit grauem Kleid und hellen Silbertönen,  
 Bachstelzen, ewig reg', Goldammern, Finken  
 Und Amseln, deren Schall das Echo weckt,  
 Der bunte Häher und der dunkle Ruckuck,  
 Die hausen dort, und tausendstimmig schallt  
 Ein Piepen, Flöten, Zwitschern, Zirpen, Pfeifen,  
 Und lauter Ruf und leises Girren einen  
 Zum Frühlingshymnus sich, den nie ein Dichter  
 Beschreibt und nie ein Saitenspiel erreicht.

Und mitten in dem Zwitschern, Flügelschlagen  
 Und Laubgewirr, umringt von Wall und Mauer,  
 Steigt auf das stolze Schloß der Kruikenborge,  
 Wo am Gewölbthor nicht mehr Hellebarden  
 Und Piken jetzt im Sonnenglanze schimmern,  
 Wo keine Fahne mehr vom Turme weht  
 Und auf dem flachen Dach kein Helm mehr schimmert  
 Des treuen Wächters, der Gefahr erspäht.  
 Nein, helles Licht umfließt den Steinkoloß,  
 Und wo vordem das Blut die Thäler färbte,  
 Und wo die Kugel einst der Musketiere

Den Steinwall traf und ihn in Trümmer legte,  
 Dort blühen jetzt — ein Bild des Friedens — Blumen,  
 Dort streckt der Epheu — immer frisch und grün —  
 Der Blätter und der Ranken reiche Fülle  
 Von Stein zu Stein zur Höhe bis ans Dach.

Hier war es, nah' der Burg, und in dem Schatten  
 Der alten Bäume, wo der Kindheit Zauber,  
 Der sonnig-lichte Geist der ersten Jugend  
 Die Rosenfäden um ein Kinderpaar,  
 Zwei zarte Blüten aus demselben Lenze,  
 Herzinnig schlang. — Ein Mädchen war die eine,  
 Ein süßes Lockenköpfchen, blonder als  
 Die goldne Saatsfrucht, die im Sonnenlichte  
 Auf weitem Felde auf und nieder wogt.  
 Helene hieß sie. Munter, freien Blickes,  
 Mit offnem Sinn ein Knabe war der andre,  
 Schier ein Gemisch von Wildheit und von Milde,  
 Von Schelmensinn und engelgleicher Sanftheit.  
 Dort in des got'schen Schlosses Dämmer Schatten  
 Zum Licht des Tags erwachten einst die beiden.  
 Nur einen Büchschuß entfernt, zehn kleine Schritte  
 Raum voneinander hob sich beider Wohnstatt.  
 Die ihre war ein schön gelegnes Landhaus,  
 Das sanft sein Bild in blauen Weihers Fluten  
 Gespiegelt sah; die seine, wo sein Vater  
 Bescheid'nem Amte vorstand, sah vom Hügel  
 Hinab aufs freie Feld und ließ im Osten  
 Den Durchblick auf ein schmuckes Gärtchen offen,  
 Der Mutter Lust, wo Rosen, Sonnenblumen,  
 Hyazinthen, Riesendahlilien alle Tage  
 Der Farben Pracht vereinten mit dem Grün  
 Des Weinstocks und des Maulbeerbaums.

Gar herrlich

Und zaub'risch war der Platz, ein zweites Eden.  
 Doch schöner ward er durch der Unschuld Glanz,  
 Der aus der Kinder Blicken traf die Kunde,  
 Mit Himmelsabglanz Blum' und Laub verklärend,  
 Noch schöner durch die liebliche Idylle,  
 Die dort so manchen Lenz das traute Paar,

Umhaucht vom frischen Duft der saft'gen Zweige,  
 Dran kaum die ersten Knospen sich erschlossen,  
 Noch frei von Schuld und Schmutz beseligt lebte.

Sie sangen, sprangen, tanzten froh im Grünen,  
 — Was weiß ich noch? — und hüpfen durch den Wald.  
 Just Mittag war's, die Blätter alle strahlten  
 In goldnem Glanz gebadet; und die Zweige  
 Des Nußbaums, wenn der Wind sie seitwärts bog,  
 Enthüllten zahllos wundervolle Früchte,  
 Kernreife Nüsse, die des Kindes Verlangen  
 Mit fleiß'gen Händen nur zu greifen brauchte.

Doch oft geschah's, daß die ersehnten Früchte  
 Zu hoch am Baum fürs kleine Mädchen reiften.  
 Dann mußte Rat der Knabe stets, der muntre:  
 „Komm“, rief er, „laß dich heben! Kannst du klettern?“  
 Und — eins, zwei, drei, stand rasch er mit der Schulter  
 Fest an den Baum gelehnt, die kräft'gen Hände  
 Vereinigt vorn, sich bückend, um dem Kinde  
 Es zu erleichtern, ihr so zartes Füßchen  
 Ihm auf die Hand zu setzen und mit Armen  
 Den Hals ihm zu umfassen; hei, schon stand sie  
 Auf seiner Schulter, in die Schürze pflückend  
 Die reife Frucht und fröhlich rufend, daß  
 Dort zahllos Nüsse wüchsen, hundert, tausend,  
 Ja Millionen, sprach sie, und noch mehr.

Zur Abendzeit, sobald die Sonnenscheibe  
 Rot hinterm Wald versank, kehrt' auch das Pärchen  
 Nach Haus zurück. Dann pflückt' es an den Wegen  
 Brombeer- und Erdbeerfrüchte, purpurrote,  
 Und oft sah schon der Mond durch Eichenwipfel  
 Aufs Paar herab, und fern schon rasselte  
 Auf nahem Gut des Hundes Eisenkette,  
 Die jetzt zur Nacht ihm abgenommen ward,  
 Indes das Paar noch durch die Felder schweifte.  
 Dann ward dem Mädchen bang:

„Wenn's Geister wären,  
 Die rasselnd mit den Ketten uns verfolgen?“

Doch er blieb ohne Furcht:

„Denk' so was nicht!  
Das ist nicht klug von dir, hör'! hinten rollen  
Noch Wagen hofwärts, und die Bauern singen  
Beim Heimwärtskehren, komm! Bin ich denn nicht,  
Helene, bei dir?“

Und ganz brüderlich  
Zog an sich er das Mädchen, schlang die Arme  
Um ihren Leib und wies empor zum Monde,  
Der, sie beschützend, hoch ob Ulmenbäumen  
Und Buchen still mitwandelte nach Haus,  
Wies auch die Nebel ihr, die — weiß wie Schleier —  
Die Bäum' umhüllten, sanft vom Wind bewegt,  
Wie gute Geister aus erhab'nen Sphären.

So schweiften sie durchs Feld, indes der Knabe  
Von einem ur-uralten Wald erzählte,  
Wo — weit von hier — das schönste Königskind,  
Durch böse Zauberkunst in Schlaf versenkt,  
In einem Turm schier hundert lange Jahre  
Im Schlummer lag, bis endlich sie entdeckte  
Ein junger Prinz und mit herzinn'gem Kusse  
Vom Tod sie weckte und zum Weibe nahm.

Das Mädchen lauschte, und andächtig schweigend  
Schmiegt' es sich dichter stets dem Freunde an  
Und drückt' ihm sacht die Hand und fragt' ihn leise  
Mit feuchtem Auge: Wenn ein Zaubrer nun  
Auch sie verzauberte für hundert Jahre,  
Ob er dann weinen würde, weil sie nimmer  
Sein Spiel mehr teilte, ob er sehnsuchtsbang  
Sie suchen würd' und rettend sie erlösen,  
Auf mut'gem Roß mit sich hindann sie führen,  
Er hinter ihr, sie ihm im Arme ruhend?

So zogen selig plaudernd beide Kinder  
Der Burg vorbei, die schlanker Türme Spitzen,  
Umflossen von der Sonne letztem Golde,  
Zum Himmel hob, von Wald umringt und Weide,  
Vom Dämmerglanz gehüllt in zarte Schleier,  
Doch stumm, so stumm und so voll Heimlichkeit,

Als läg' auch dort auf duft'gen Rosenblättern  
 Ein Königskind im Schlaf, das Aug' geschlossen,  
 Und träumend von des Retters Liebesworten.

O, ungeahnte Wahrheit lag im Worte,  
 Das Kindermund entfloß! Seltsame Laune  
 Des immer launischen Schicksals, das uns Arme  
 Nach Ost und West, nach Süden führt und Norden,  
 Bald übers Meer, wo wilde Wogen brausen,  
 Bald über Berge, die im Eise starren,  
 Bald in das Land, wo unter Taruskronen  
 Und Zedernlaub, dem rauschenden, der Schwan  
 Den schlanken Hals reckt und die Silberfluten  
 Mit roßgem Fuß durchfurcht; bald in die Wüste,  
 Wo Einsamkeit und ödes Schweigen herrscht.  
 Sie kam, sie kam, des Abschieds bittre Stunde!

Vor deinem Haus bereit schon stand der Wagen:  
 Altengland zog den greisen Vater wieder  
 Zur Heimat heim, wie den Magnet der Pol,  
 Notwendig, unabwendbar; und da stand  
 Ein Knabe auch, elf Jahre kaum erst alt,  
 Mit trübem Blick hinstarrt' er auf den Wagen  
 Und dacht' an dich, an dich.

Horch! Pferdehufe,  
 Sie stampfen voller Ungeduld die Steine,  
 Und mit Gewieher in die Zügel knirschend,  
 Schäumt das Gebiß.

Die Scheidenden, sie treten  
 Zum Wagen hin, die Freunde drücken weinend  
 Sich einmal noch die Hand; ein herzlich Wort,  
 Ein kurzer Segenswunsch wird noch gesprochen,  
 Und nun ist's Zeit.

Der Knabe nur, Helene,  
 Der blonde Knab', und du, sein Liebstes, du,  
 Dornröschen, ihm entschwindend, stehn noch schluchzend  
 Und pressen Wang' an Wang'. So gerne möcht' er  
 Ins Herz ihr Mut einsprechen, doch er findet  
 Kein einz'ges Wort, von Gott ihm eingegeben,  
 Und schweigt und kehrt sich ab und weint und weint.

Da stand ich nun verlassen und verwaist  
 Vergebens sprach manch tröstend Wort der Vater,  
 Vergebens küßte zärtlich mich die Mutter,  
 Und fruchtlos schlang mein Schwesterchen die Arme  
 Mir um den Hals mit innig-süßen Worten.

Wie lang' ich um dich trauerte, vergaß ich,  
 Auch weiß ich nicht mehr, welche Jugendstürme  
 Mich in der Weltstadt brausendes Gewühl  
 Fortrissen und Erinnerung, die reine,  
 An dich allmählich trübten, bis am Ende  
 Die Züge deines Bilds, das mir im Herzen  
 Noch jetzt so heilig ragt, wie auf dem Altar  
 Ein Heiliger vom feinsten Gold, verdämmernd  
 Mir wie in einen Nebelflor versanken.  
 Doch heute hör' und seh' ich dich aufs neue:  
 Im stolzen Glanze makelloser Schönheit  
 Kommst du zu mir, nicht Kind, nicht Jungfrau mehr,  
 Ein vollerblühtes Weib, anbetungswürdig  
 Wie eine Göttin und bezaubernd wie  
 Nur du allein. — Jetzt möcht' ich, süßes Wesen,  
 Und kostet' es auch Seele mir und Leben,  
 Hindann dich führen all des Lebens Tage,  
 Nach Süd, nach Nord, wohin's dich locken mag,  
 Wo sinkt der Sonnenball, wo leuchtend aufgeht,  
 Zum Eis des Pols, zu Gluten des Äquators,  
 Mit starkem Arm an treuer Brust dich bergend,  
 Den Leib dir schützend mit der eignen Hülle,  
 Ich ganz in dir, du in mir selber lebend  
 Und nichts mehr wünschend, nichts mehr wissend als  
 Daß ich dich liebe, liebe, und du mich.

O Leid! Es ist ein Traum nur, den ich träume.  
 Hört ihr die Stimme nicht im Walde drüben?  
 Mir ist, ob sie von fernen Zeiten spräche.

Schneeweiß von Federn sitzt ein Vögelchen  
 Auf einem Dornenstrauch, singt: „Din, don, deine“,  
 Zur fernen Liebsten send' ich rasch ihn hin:  
 „Schläfst oder wachst du? sprich! Bist du gar tot?“

Und seufzend, leif' und seufzend klingt es wider:  
„Ich schlafe nicht, ich wache nicht, noch bin ich  
Gestorben, ich bin Frau seit Monden sechs.“

Ich lausche stumm; mir wird, ich weiß nicht wie,  
Die Hand streck' ich, kann nicht die deine fassen;  
Noch singt das Vögelchen im Dornenbusch,  
Und langsam, langsam steigt die Nacht im Osten.

---

## Ein brabantischer Kuhjunge.

Wir hatten in meiner Jugend einen armen jungen Dienstknecht, mit Namen Seghers. Seghers war ein guter, ebenso dicker wie dummer Junge, mit grasgrünen Katzenaugen und schneeweißen emporstehenden Haaren und Brauen. Er hielt besonders große Stücke auf „gekochte Kartoffeln in der Schale“. Ich erinnere mich noch jetzt an diese besondere Vorliebe als einen der eigenartigsten Charakterzüge in seinem Wesen. Wenn er mitunter, falls das Mädchen mit ihrer eigenen Arbeit zu viel zu thun hatte, etwas mit zugreifen und mit der „schweren Madam“, alias Stampfstock, die für die Schweine bestimmten Kartoffeln in der Butte klein stampfen mußte, so unterließ er nie, zuerst und vor allem eine der dicksten Kartoffeln auszusuchen, dieselbe auf seiner Hand abzuschälen und sie noch glühend und dampfend in seinem breiten Munde — er selbst nannte ihn seinen „Ofen“ — verschwinden zu lassen, nicht ohne die possierlichsten und unglaublichsten Gesichter zu schneiden. Auch ich bekam dann wohl manchmal Lust, seinem Beispiele zu folgen. Mir aber war die glühende Kartoffel viel zu heiß, und sie aus der einen Hand zitternd in die andere rollend und mit Recht fürchtend, mich zu verbrennen, klagte ich: „O Seghers, was ist das heiß!“

Seine Antwort aber lautete unveränderlich: „Blas' nur, Junge, blas'; hast du denn bei deiner Mutter nicht blasen gelernt?“ Und wahrhaftig, ich gehorchte und blies und blies mit aller Kraft und fast ebenso runden Backen wie der sehr unschöne Satyr auf dem berühmten Gemälde von Jordaens.

Seghers galt für mich in allen Angelegenheiten meines Knabenlebens als eine unfehlbare Autorität. Und kein Wunder! Denn noch kurz vorher, ehe er zu uns kam, beklei-

bete er auf dem Nachbarhof des Pachters van Geckhoudt das gewichtige Amt eines Kuhjungen. Ich sage: gewichtig! Und in der That: demjenigen, welcher weiß, welche eigenartigen Charakterzüge die ehrbare Gilde der kleinbrabantischen Kuhhirten zeigt, und welche pittoresken Besonderheiten ihr Amt, ihre Kleidung, ihre Sprache mit sich bringt, dem wird dieses Wort keineswegs übertrieben erscheinen.

Man zeige mir, wenn man kann, auch nur einen einzigen Umstand, der nicht im Stande wäre, die Person eines Kuhhirten in den Augen eines sechs-, acht- oder zehnjährigen Jungen zu besonderer Höhe zu heben.

Wer von der gesamten Bevölkerung des Hofes ist des Morgens zuerst auf den Beinen? Der Kuhhirt. Kaum hat der Hahn in der Sommerzeit zum dritten Male gekräht, so treibt jener schon, der selbst noch keine fünfzehn Jahre zählt, seine wiederkäuende Herde bald nach dem Baumgarten, nicht fern vom Hofe, bald auf eine mehr abgelegene Weide. Dieses frühe Aufstehn gibt ihm natürlich Gelegenheit, die des Nachts abgewehrten oder infolge der Reise abgefallenen Äpfel und Birnen zu sammeln, ehe ihm noch jemand zuvorkommt. Hinterher, wenn für die andern Dorfstinder die Schulzeit naht, zeigen sich auf der noch feuchten Weide mancherlei Besucher. Diese empfangen dann ihren Anteil von den grünen und reifen, jederzeit so delikatschmeckenden Früchten und gehen darnach kauend und vergnügt — wie Kaninchen im Grünen — zur Schule.

Schuhe trägt der kleinbrabantische Kuhjunge niemals, außer vielleicht an dem einzigen Tage der Woche, wo seine Sorgen für Vieh und Stall für etliche Stunden aufhören, am Sonntag. In der Regel wartet er, um seine Lederschuhe anzuziehen, bis die Glocke zur Messe läutet, und auch dann noch ist er keineswegs frei von einem gewissen Widerwillen gegen seine Fußbekleidung; während der ganzen Zeit der Messe ärgert er sich über die Spitzen, die zu eng, und den Spann, der zu niedrig ist; und noch hat der Pastor sein; „Ite, missa est“ nicht ausgesprochen, so eilt auch unser Kuhjunge schon nach Haus

und kennt weder Klast noch Halt, eh' er von den unausstehlichen Schuhen befreit ist.

Auch Strümpfe sind für den Fuß eines Kuhjungen eine unbekannte Welt. Höchstens wird der Fuß im Herbst oder Winter mit weißen Socken bedeckt, die blau oder rot gerändert sind, und die der Junge selbst auf dem Markte von dem Trinkgelde gekauft hat, das ihm seine Herrin schenkte, als die letzte Sau sieben Junge warf. Von April bis Ende Oktober läuft er barfuß, ein Vorrecht, lieber Leser, um welches die Kinder von mehr begüterten Eltern, denen alle Tage befohlen wird, nicht ohne Schuhe und Strümpfe zu gehen, die armen Jungen nicht wenig beneiden.

Sprechen wir nun von den Vorrechten des Kuhjungen! Die Herbe nach der Weide bringen, Apfel auflesen, barfuß laufen, das alles bedeutet noch nichts im Vergleich mit dem einen: er darf — ganz wie der erste und zweite Pferddecknecht — im Stalle schlafen. Dieses war das Ideal, über welches für unseren kindlichen Ehrgeiz nichts mehr hinausging. Im Stalle schlafen! Am Abend, nachdem man selbst die Thür verriegelt hat, auf einer Leiter oder Treppe zu dem an der Wand in Mannshöhe hängenden Schlafkasten emporsteigen, nach dem Winde hinhorchen, der an der Thür rüttelt oder in den Apfelbäumen saust, nach dem Regen, der einem zu Häupten aufs Dach trommelt, nach dem Gebell des Kettenhundes, nach dem Rauen und Brummen der im Halbschlaf liegenden Rühle, wissen, daß unter dem Strohsack im Bereiche der Hand die leckeren Äpfel, die man Tag für Tag gesammelt hat, so reif und mürbe werden, daß man kaum dran denken darf, ohne daß einem das Wasser im Munde zusammenläuft vor lauter Gflust — wahrlich das ist ein Paradies, ein Eden, dessen Glücksgenuß auch wir für unser Leben gern geschmeckt hätten.

Der Kuhjunge ist aber nicht nur ein Glückskind, er ist auch ein Tausendkünstler, ein Abgrund von Geschicklichkeit und Wissen.

Lenz, Sommer, Herbst und Winter sind die Zeiten, in denen er seine Kunst bewundern läßt, und für jede Jahreszeit hat er ein besonderes Talent in Bereitschaft.

Im April und Mai, wenn die junge Sonne neuen Lebenssaft in Zweige und Bäume steigen läßt, beschäftigt er sich mit der Anfertigung von Tutehörnern, Pfeifen und Peitschen. Sieh, da hat er eine der Weiden bestiegen, die am Rande seines Aungers blühen, und hat einen der jungen Zweige abgeschnitten. Mit welcher Fertigkeit versteht er vermittelst des Griffes seines Taschenmessers die noch glatte Rinde loszuklopfen, und wie geschickt dreht er dann die biegsame Rinde um seine Finger, bis sie die Gestalt eines Hornes angenommen hat. Nun fehlt nur noch die Spitze, ein längliches Stück Holz, das als Mundstück dient, und das Instrument ist fertig.

Nichts gibt für den Kuhjungen einen so bevorzugten Gegenstand des Studiums ab wie die lieben Vögel.

Kein Naturforscher kennt deren Sitten und Gewohnheiten besser als dieses halb wilde Kind der Felder. Er weiß mit Sicherheit die Vögel zu nennen, die zuerst aus dem Süden zurückkehren; er ist keinen Augenblick unsicher, welche Sänger als die letzten von allen unseren Gegenden lebewohl sagen. Nicht allein erklärt er euch, als ob es im Buche stände, wie das Federkleid jedes Waldsängers gefärbt ist, sondern er kann es euch auch an den Fingern her erzählen, welche Vögel auf Bäumen oder in Hecken, im Korn oder Grasfeld, welche schlau verborgen hinter dem Laube oder offen sichtbar in den Spitzen der Ulmen, welche auf einer Gabel oder zwischen Zweig und Stamm ihr Nest bauen. Über Farbe, Form und Zahl ihrer Eier, über die Zeit, in welcher geworben, sich gepaart, gelegt, gebrütet und ausgebrütet wird, über die Feinde, die jede Gattung bedrohen, über ihr liebstes Futter und dergleichen mehr hält er vom Drehbaum oder Staket, welches seine Wiese abschließt, geregelte und vollständige Vorträge.

Im Sommer brechen wieder andere Vergnügungen für ihn an. Begibt er sich auf die Weide, so versieht er sich unterwegs mit einem Vorrat von Möhren, Rüben und vor allem Kartoffeln. Um diese letzteren zu braten, wird dann in einer besonders hergestellten Vertiefung, die er seinen „Backofen“ nennt, ein hübsches Holzfeuer angezündet, und während die Früchte

in den Flammen braten, beginnt er eine Treibjagd auf die rings um ihn quakenden Frösche, deren Schenkel ihm nicht den mindesten Widerwillen einslößen.

Um das Bild des Kuhjungen zu vervollständigen, muß ich hier noch hinzufügen, daß sein Dienst sich nicht auf die Kühe beschränkt; mehr als einmal während der Zeit der Kirmes empfängt er Sonntags den willkommenen Auftrag, die Pferde auf die Weide zu bringen. Dann ist er von seinen „Freunden“, einer Ehrenwache von lärmenden Schuljungen, treu umgeben. Mehr als einmal dürfen sie dann „aufsitzen“, und er ist es, welcher ihnen bei dem mühsamen Hinaufsteigen den Fuß hält, welcher ihnen zeigt, wie sie mit der linken Hand den Zügel, mit der andern die Mähne festhalten müssen, welcher ihnen die nötige Hilfe leistet, wenn sie allein nicht wieder herunterkommen können. Auch Pferdehaare, um Ketten zu machen, verschafft er bei derlei Gelegenheiten seinen zahlreichen und dankbaren Schüljungen.

Kehren wir jetzt zu Seghers zurück.

Ganz sicher! Eine gute Anzahl von Mitgliedern der Kuhjungengilde habe ich während meiner wohlangewandten Knabenzeit kennen und würdigen gelernt, und ohne Überhebung wage ich zu sagen, daß ich Gelegenheit gehabt habe, alle Varietäten dieser Menschenklasse aus nächster Nähe zu studieren. Niemals aber traf ich ein Exemplar, welches so vollkommen wie unser Seghers alle seinen Fachgenossen anhaftenden Eigenschaften in sich vereinigte. Seghers war der transcendentale Typus eines kleinbrabantischen Kuhjungen.

Wie er aussah, ist schon beiläufig bemerkt worden. Und an keinem der Talente, die ich oben erwähnt habe, gebrach es ihm.

In der Zeit der Beschneidung oder der Blüte der Bäume fertigte er Pfeifen aus einem Weidenzweig oder flocht „Karbatschen“ aus jungen, biegsamen Ruten; er war es, der mein Taschenmesser, „Schließer“ heißen, weil man es gewöhnlich mit einer Springfeder auf- und zumacht, auf der Weide schliff; er war es, der meine Sperlingskästen im frühen Venz auf dem

großen Nußbaum befestigte, um sie nach Sommerbeginn, „wenn sie Junge hatten“, wieder herunterzunehmen. Er war es schließlich auch, der mich mitunter „schnell, schnell“, so daß der Vater es nicht merken konnte, in der Fruchtzeit um den Leib faßte und in die Höhe hob, damit ich mit der Hand die reifen Kürbisse erreichen könnte.

Unter den Künsten, worin er es sehr weit gebracht hatte, sind es vor allem zwei, die ich nicht unterlassen will, namhaft zu machen. Ich meine sein meisterliches „Wippen“ und sein talentvolles „Pfeifen“. Zunächst, worin das Wippen bestand! Wenn die grünen Apfel der Kartoffeln anfangen reif zu werden, kam Seghers mittags und abends niemals nach Haus, ohne die Taschen von Hose und Wams mit solchen gefüllt zu haben. Diese Apfel steckte er nacheinander an eine biegsame Weidenrute, schwenkte dieselbe eine Zeitlang rasch auf und nieder und — schwapps! fuhr der Apfel von dem saufenden Zweige ab und flog höher als die schlanke Turmspitze unserer Kirche in die Ferne.

Noch wunderbarer war sein „Pfeifen“. Es gab keinen Vogel, dessen Stimme er nicht nachzuahmen wußte. Er that das so vollkommen, daß man oft in dem Glauben lebte, den gefiederten Sänger selbst zu hören. Er zwitscherte wie ein Sperling, schlug wie eine Wachtel, piepte wie eine Schwalbe, „zankte“ wie eine Lerche, rief wie ein Kuckuck, flötete wie eine Amsel, ja schreckte nicht vor der schweren Aufgabe zurück, die Fiorituren von Frau Nachtigall selbst hören zu lassen. Seinen größten Erfolg aber erreichte er dadurch, daß er das „Zanken“ der Lerche nachahmte. „Merke wohl auf“, warnte er, „da will die Lerche wieder in den Himmel steigen; ja, aber unser Herrgott will nichts von ihr hören wegen des ewigen Zeterns und Wetterns. Und nun fliegt sie wiederum nach unten und zetert noch zehnmal so schlimm: ‚Safferbit, Safferbit, Safferbit!‘“ — „Seghers“, fragte ich dann oft, „wie singt doch die Grasmücke?“ — „Schon wieder vergessen?“ schalt er, listig lachend; „hör’: so singt sie.“ Und laut klang es:

„Trinkt aus, trinkt aus und schenkt noch ein!  
Geh in den Keller und brecht ein Wein!“

„Und nun der Buchfink!“ begann ich wieder. Und unermüdlich fuhr der Bengel fort und sang, auf die betonten Silben besonderen Nachdruck legend:

„Hör' und versteh': gehst du nach Lee,  
Gehst du nach Lee, hör' und versteh':  
Bring' mir Tabak mit, o jemine!“

Etwas war, was Seghers von seinen meisten Kollegen unterschied: er war außerdem noch Zeichner und in meinen Augen ein sehr kundiger Meister in seinem Fach. Auch hatte er seit lange seine „Spezialität“, und diese bestand — sonderbar genug — im Zeichnen von „Spinnen“. Fürwahr, er machte sie mit Meisterhand. Noch seh' ich ihn mit seinen schon schwieligen Knöcheln den Bleistift so fest als möglich halten. Erst zog er einen Kreis von einer bestimmten Größe. „Das ist der Bauch!“ meinte er. Diesem ersten O fügte er bald ein zweites hinzu, doch kleiner, welches er den „Kopf“ nannte, und endlich wurden noch rechts und links vier Striche angebracht, um die „Füße“ darzustellen. „Da hast du sie fertig“, sagte Seghers. Ich aber stieß vor Vergnügen einen Schrei aus, schwenkte beide Hände zugleich und rief Vater und Mutter zu: „Kommt und seht doch! Eine, zwei, drei Spinnen!“ Und meine Freude beschloß ich mit der stehenden Bitte: „Noch mehr, Seghers, noch mehr!“

Ich hatte in der That einen sehr großen Respekt vor einem so geschickten Künstler, der in seinem Fach sicher einem Verwee oder Meyerheim gleichkam.

Ach, weshalb flogen die Tage unfres Lebens so unerbittlich schnell dahin? Seghers zählte nunmehr 19 Jahre und mußte bald „losen“. Der Kriegsdienst rief auch ihn dieses Jahr, und er war schon auf dem Gemeindehaus erschienen, um sich messen zu lassen. Und als der Gemeindevorstand, mit der Feder hinter dem Ohr, des Lümmels Länge in ein großes eingebundenes Buch mit blauem Umschlag und gelbem Rücken eingetragen,

da hatte er mit lauter Stimme ausgerufen: „Ein Meter und 75 Zentimeter! à la honneur, Seghers, das gibt einen Grenadier!“

Als Seghers am Abend nach Haus kam, hatte er einen kleinen Spiz. Es passierte ihm auch sonst wohl einmal, an Sonn- und Festtagen im Weinberge des Herrn zu arbeiten, trotz des Verbotes im großen Mechelschen Katechismus, den Seghers — wie er sagte — noch vollständig auswendig konnte, so gut wie damals, als er zur ersten Kommunion ging. Und dazu kannte er — sagte er — die Fragen ebensogut wie die Antworten, und der Pastor, der alte Herr Dhaenens, konnte ihn nichts fragen, worauf er die Antwort nicht gewußt hätte.

Vieles wußte der Bursche an diesem Abend zu erzählen: wer der größte von den Losenden, wer zu klein und wer von allen der kleinste gewesen wäre. Doch das Wort des Gemeindevorstands wiederholte er mit sichtbarer Befriedigung: „Ein Meter 75! à la honneur, Seghers, das gibt einen Grenadier!“

An diesem Abend stieg das Thermometer meiner Achtung vor dem zeichnenden, zur Lösung berufenen Dienstknecht mit einem Male von „mittelwarm“ auf „siedeheiß“. Das Wort „Grenadier“ klang mir wie Zaubermusik in die Ohren, vielleicht, weil ich es nicht recht verstand. Ich stellte mir Seghers schon vor, ganz in Rot, mit gelben Streifen über die Brust, goldenem Besatz auf den Armen und um den Hals, und vor allem mit einem riesig großen Hute, ganz wie derjenige des Kirchenauffsehers, den ich einst in der Kirche von St. Quintens Lennick bewundert hatte. Wahrlich, um Grenadier zu werden, mußte Seghers wohl ein ganzer Kerl sein.

Von dem Tage ab spukte mir fortwährend ein Soldat im Kopf. Dinge, auf welche ich bis dahin nur wenig geachtet hatte, bekamen nun Bedeutung für mich. Ich erinnere mich noch des alten Schäfers, sein Name war Adrian Heijnen. Doch man kannte ihn nicht anders als unter dem Spitznamen Janes Pijp, weil man ihn niemals anders zu sehen bekam als mit einer kurzen Pfeife im Munde. Janes Pijp nun war ein bejahrter Mann, sehr kurzatmig, und trug in den kühlen

Morgen- und Abendstunden stets einen abgeschabten, früher grünen Soldatenmantel, an welchem noch hier und da ein kupferner Knopf sichtbar war.

Dies wertlose Kleidungsstück war genügend, um auch aus Janes Pijp einen Gegenstand meiner Achtung zu machen. Sonst hatte ich ihn oft genug mit Spottliedern verhöhnt, jetzt aber nahm ich mich vor solchen Bubenstreicheln wohl in acht. Ich sah in Janes Pijp einen Tapferen, einen Helden, natürlich einen alten Grenadier und, hätte ich es gewagt, so hätte ich ihn sicher um einen der kupfernen Knöpfe seines Mantels als Andenken gebeten.

Mehr als einmal kam es vor, daß die Gendarmen, welche alle vierzehn Tage auf dem Dorfe erschienen und dann auch dem Dorfschulzen einen amtlichen Besuch machten, diesen ehrenwerten Beamten — namentlich Sommers, wenn er mit seinen Pferden auf dem Felde arbeiten mußte — nicht zu Haus trafen. Dann hielten sie still vor unserer Thür und ersuchten meinen Vater als Ratsmitglied, ihren Rapport zu unterschreiben. Bis jetzt hatten die „Haarmänner“, von den Bauern auch wohl „Bacchanmänner“ genannt, mir sehr wenig Sympathie eingeflößt. Sie jagten mir viel eher Schrecken ein, vor allem wegen der schrecklichen Bärenmützen. Nun aber hatte Seghers mir auseinandergesetzt, daß die Grenadiere keinen Hut wie ein Kirchenaufseher, sondern einen Gendarmenhut trügen. Und dieses hatte mich mit den Haarmännern vollkommen versöhnt. Nun machte ich mich nicht mehr aus dem Staube, wenn ich ihre Kofse auf der Chaussee hinter dem Hause trappeln hörte. Ganz dreist und mit stolz erhobnem Haupte bot ich mich an, ihnen die Pferde zu halten, und ich fühlte es an dem Zagen meiner Brust: ich war jetzt noch einmal so viel wert, seit solche vornehme Leute mich durch derlei Vorrechte auszeichneten. Wie hoch dünkte ich mich über meine Kameraden erhaben, bei deren Wohnung die Bärenmützen niemals abstiegen, und die niemals die Vergünstigung genossen, Gendarmenschimmel am Zaum zu halten, ganz als ob es gewöhnliche Bauernpferde wären. Den nächsten Tag

nach solchen Heldenthaten mußte natürlich die ganze Schule von meinen Erlebnissen wissen.

„Aber“, sagte dann wohl einmal einer meiner Spielgenossen, „hast du dich denn nicht gefürchtet vor den ‚Pactanmännern‘?“

„Gefürchtet?“ lautete meine Antwort, „ich habe sogar ihren Säbel aus der Scheide ziehen dürfen und habe ihren Hut aufgesetzt. Ich bin mit ihnen so ‚familiär‘ wie mit euch und mit unserm Seghers.“ Das Wort „familiär“ hatte ich einige Tage zuvor durch den Lehrer aussprechen hören. Nun war allerdings einiges von meiner Großsprecherei abziehen. Den Degen hatte ich nicht aus der Scheide gezogen, den Hut nicht aufgesetzt. Doch — das sagte ich nur so, weil ich es so innig wünschte, so innig, daß ich im Augenblick wohl selbst glaubte, „que c’était arrivé!“

Inzwischen war der große Tag des „Losens“ angebrochen. Schon am frühen Morgen hatten die jungen Leute mit dem Dorfschulzen und seinem Beistande das Dorf verlassen. Ich war an diesem Tage früher aufgestanden als gewöhnlich, da ich die Losenden wollte abziehen sehen. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, im Osten drang ein einziger langer Strahl durch den dichten Nebelflor. Als Seghers die Straße hinschritt, hörte ich, wie meine Mutter ihm noch nachrief: „Nur Mut, Junge! Guten Mut! Wir wünschen hier alle, daß du mit einer guten Nummer wiederkehren mögest.“ Seghers schien bewegt, als er antwortete: „Gott gebe es, Herrin! Aber das Wetter sieht so regnerisch heute aus! Ich fürchte, es wird schlecht mit mir ablaufen!“ — „Schlecht ablaufen!“ Für mich hatte dies Wort eine ganz andere Bedeutung, es bedeutete: sich frei lösen.

Nun war es schon Abend, und noch waren die aus Wambec zur Losung Ausgezogenen nicht wiedergekehrt. Mehr als jeder andere hatten wir munteren Schulbuben für den Ausgang Interesse. Wir beschloßen daher, den Pfad einzuschlagen, auf welchem sie zurückkehren mußten, und ihnen ein Stück Weges entgegenzugehen. Hier und da am Ende des Dorfes

sahen wir einen Vater, eine Mutter, einen Bruder oder eine Schwester von der Schwelle der niedrigen Bauernhütte in derselben Richtung ausschauen, ob „sie“ noch nicht nahten. Niemandem aber klopfte das Herz vor teilnehmender Erwartung so wie mir.

„Wird Seghers sich, dran' gelost haben?“ Das war die große Frage, von welcher Sein oder Nichtsein abhing. Ich dachte an das Wort des Gemeindevorstands: „1 Meter 75! Das gibt einen Grenadier!“ und es schien mir, als ob es um Rache zum Himmel schreien müßte, wenn ein Kerl, der 1 Meter 75 lang war, und den der gebildetste Mann der ganzen Gemeinde eines „à la bonheur“ würdig befunden hatte, „dienstfrei“ zurückgekommen wäre. Ich wünschte im Grunde meines Herzens Seghers die berüchtigte Nummer 1 und hoffte den braven Jungen schon in Grenadiersuniform wiederkehren zu sehen.

Armer Seghers! Vergib mir, wenn mein naiver Wunsch etwas zu deinem Unglück beigetragen hat. Nicht Nummer 1, sondern Nummer 4 holte sich der Beklagenswerte aus der Lostrommel.

„Schlag' dieser und jener drein!“ sagte er, als er, endlich heimgekehrt, seine neue Tuchmütze, auf der zwischen zwei blutroten Papierblumen seine unglückliche Nummer prangte, mit berechtigtem Stolze zeigte. Und mit der Faust auf die Brust schlagend, fügte er mit Siegesgewißheit hinzu: „1 Meter 75! à la bonheur! Das gibt einen Grenadier!“

## Von Holzschuhen.

So weit das Auge sah, auf weiter Düne  
 War klein und traut kein Häuschen rings wie dieses.

Das helle Grün der Läden und der Thüre  
 Stach freundlich ab vom roten Ziegeldache,  
 Vom Glanz der weißen Mauer. Rings umschlossen  
 Von dichter Hecke, drin viel rote Beeren  
 Zum Pflücken luden und der Buchfink sang,  
 Lag — kaum wie eine Hand so groß — der Garten,  
 In dem an morschem Sparrwerk Sonnenblumen,  
 Stokrosen, blüh'nde Dahlien und Winden  
 — Ein bunt Gemisch von Gelb und Rot und Grün —  
 Fast bis zum Dach sich schmiegsam aufwärts rankten.

Darunter — wie besät mit Lilienblättern  
 Und Silberregen — dehnte sich der weiche  
 Tiefgrüne Rasen, drin die Heimchen zirpten;  
 Und hinterm Haus — erhöht auf schlanken Stangen —  
 Ding, neugestrickt, das saubre Fischernez,  
 So weiß wie in der Sonne die Gardinen,  
 Die feingefältelt vor den Fenstern hingen.

Zur Morgenzeit — ein Bild des tiefsten Friedens —  
 Lag still das Haus. Doch wenn die Kirchenglocke  
 Auf hohem Turm die Mittagsstunde schlug  
 Und blaue Wolken hoch empor zum Himmel  
 Der Schornstein sandte, klang's auf jedem Pfade,  
 Der her von See und Dorf zum Hüttchen führte,  
 Von Kinderstimmen, hell wie Vogelsang,  
 Und Holzschuh'n, die mit Klipp und Klapp sich rührten.

Jedweden Tag um diese Stunde kam ich  
 Vorbei dem Haus, halboffen immer stand  
 Die Thür, die heiße Sommerluft zu kühlen,

Und schon von weitem scholl, vereint mit Klappern  
 Der Löffel auf den Tellern, lautes Blaudern  
 Von Rinderzungen, manchmal unterbrochen  
 Vom tiefren Klange einer Männerstimme,  
 Mir in das Ohr:

Und unfreiwillig dacht' ich:  
 „Das gleicht so ganz dem Zwitschern, das im Käfig,  
 Im engen, der sie alle birgt, ein Duzend  
 Von Vögeln anhebt, wenn ihr Herr in Treuen  
 Der muntren Schar Nahrung und Wasser beut.“

Und, nahend, vor der Thür im Staube sah ich  
 In Reih und Glied, gepuzt, mit hellen Eisen  
 Beschlagen, zwölf Paar Holzschuh' vor mir stehn,  
 Ein Paar sehr groß, bestimmt für Rinderfüße  
 Die andern, zwei wie Puppenschuh' so winzig.  
 Und kaum zu fassen schien es mir, wie alle  
 — Die Eltern beid' mit zehn stets muntren Sprossen —  
 In solchem Hüttchen Platz und Heimstatt fanden.

Und täglich naht' ich auf demselben Pfade  
 Zur gleichen Zeit, und täglich zählt' ich lächelnd  
 Die Holzschuh' all', und sieh: kein Pärchen fehlte.

Doch einstmals rief ein Brief mich eine Woche  
 Vom Dörschen fort. Nach goldnen Sommertagen  
 Kam schlimme Zeit: dem Grund der See entstiegen  
 Hin ob dem Festland raste der Orkan,  
 Mit Schutt und Trümmern seinen Weg bestreuend.

Ich kehrte heim, um Mittag war's, umflossen  
 Von Sonnenlicht und goldnem Dämmer hob sich  
 Das Fischerhaus, so klein, daß auf der Düne  
 — Wie weit es sah — das Aug' kein kleines fand.  
 So hell wie Sterne schon von weitem blitzten  
 Die kleinen Fenster; höher, schien mir, rechte  
 Die gelbe Scheibe jetzt die Sonnenblume,  
 Die Winde ihre Kelche, rot' und weiße,  
 Die Dahlien ihre üppig-bunten Blüten.

Im Licht des Tags — ein Bild des tiefsten Friedens —  
 Lag still das Haus. Den Schritt, den raschen, hemmt' ich

Und tauschte.

Noch halb offen stand die Thür  
Wie einst, die heiße Sommerluft zu kühlen,  
Doch Stimmen nicht noch Sabelklirren hört' ich.  
Des Heimchens Laut nur, das im Grase zirpte,  
Klang in das Schweigen — Schweigen wie im Grabe.

Und bange Ahnung füllte mir die Seele,  
Und näher trat ich.

Sieh: das Netz, zerrissen,  
Lag achtlos auf den Boden hingeschleudert,  
Und auf dem Platz, wo sonst — wie Elfenbein  
So blank gepuht — die zwölf Paar Holzschuh' standen  
— Ein Paar sehr groß, die andern immer kleiner,  
Bestimmt für Kinderfüße, zwei so winzig  
Wie Puppenschuh' — dort lag nun, schreckhaft mahnend  
An Ruh' und Tod, aus Stroh geflochten, schimmernd  
Wie lichter Gold, ein unheilkundend Kreuz.

Von ungefähr aufs Meer hin glitt mein Auge:  
Da lag am Strand ein lecker Fischernachen,  
Auf dessen Rand ein Vöglein, buntgefiedert,  
Aus voller Brust sein muntres Liedchen sang.

---

## Unser Herr Pastor.

Wie doch ein unbedeutender Gegenstand in den Augen eines Menschen den höchsten Wert bekommen kann! Wie doch der zum Manne herangewachsene Knabe sich oft wegen einer einzigen Erinnerung aus den rosigen Tagen der Kindheit mit seinem ganzen Herzen an die gleichgültigsten Dinge hängen kann!

Dies ist auch bei mir der Fall, bester Leser.

Ich besitze einen Spazierstock, den schlichtesten Spazierstock von allen Spazierstöcken der Welt, einen simpeln schwarz lackierten Stock, mit einem weißen Hornknopfe verziert; und doch weiß ich das köstliche Geschenk nicht zu nennen, mit welchem ich meinen Spazierstock vertauschen möchte.

Als ein Andenken habe ich das wertlose Ding zu der Zeit, als ich etwa acht Jahre zählen mochte, von dem alten, guten, meist franken Pastor meines Geburtsdorfes, dem „sehr ehrwürdigen“ Herrn Ohaenens, empfangen.

O Widerspruch der Menschennatur! So vieles, was das achtjährige Kind glaubte, hoffte und liebte, hat für den Mann alle Bedeutung verloren! Stück vor Stück ist das Eden der kindlichen Einfalt und der seligen, seligmachenden Unwissenheit in Trümmer gesunken!

Und nur jener unansehnliche schwarz lackierte Stock mit seinem weißen Hornkopf nimmt an Wert noch täglich zu! Die Erinnerung an Pastor Ohaenens habe ich lebendig frisch in der Seele behalten.

Noch kann ich mir die kräftige, durch hohes Alter schon gebeugte Gestalt sehr wohl vorstellen. Riesenhaft war unser Pastor gebaut, und seine breiten Hände und muskulösen Arme zeigten zur Genüge, welche eine Körperkraft er in früherer

Jahren besessen haben mußte. Er war einer der letzten Geistlichen, die den in Form eines Fracks ausgeschnittenen und offen bleibenden Rock aus dem Ende des 18. Jahrhunderts beibehalten hatten; dieses eigenartige Kleidungsstück war verziert mit großen Knöpfen und versehen mit breiten Schößen, in deren Taschen er ohne Mühe ein ganzes Duzend Birnen oder Äpfel bergen konnte. Noch sehe ich die silbernen Schnallen an seinen niedrigen, weit ausgeschnittenen Schuhen, desgleichen seine kurze, gerade bis unter die Kniee reichende Hose von schwarzem Satin.

So meine ich ihn, so oft ich in den letzten Septembertagen mein Dörschen besuche, die Straße entlangschreiten zu sehen.

Hört nur! Aus allen Scheuern und Backräumen steigen fröhliche Lieder auf, und der tagtäglich mehr in Vergessenheit geratende Refrain erhebt sich schallend in die Lüfte:

„Sieh, Leopoldus ist uns gegeben . . .“

Es ist jetzt die Jahreszeit, in welcher man die ausgewachsenen gelben Hopfenblumen mit gewandtem Nagel von den rauhen Ranken trennt. Es ist die Zeit des Hopfenpflückens. Die lichtblauen Rauchwölkchen, welche man überall über den Öfen aufsteigen sieht, zeigen an, das der schon gepflückte Hopfen dort auf dem krachenden Lattenwerk über dem knisternen Schwefelfeuer getrocknet wird, um hinterher auf die Bodenkammer geschafft zu werden, bis die Kaufleute aus Malsi, Ninove und Brüssel sich zum Kaufe anbieten.

Doch Pastor Ohaenens ist nicht allein. Es begleitet ihn der Totengräber und zugleich Bälgetreter, der breitschulterige Jef de Feyter, ein halber Riese, noch in der Blüte der Jahre, und er fährt auf seinem kreisenden Schubkarren einen halb mit Hopfenblumen gefüllten leinenen Sack.

Pastor Ohaenens vollzieht seinen jährlichen „Umgang“. Am letzten Sonntage kündigte er es mit seiner schweren und gemüthlichen Bassstimme von der Kanzel aus an: Er würde sich, sagte er, die Freiheit nehmen, entsprechend dem alljährlichen und christlichen Gebrauch, einen Aufruf zu erlassen an

die mildthätigen Gefühle der Dorfbewohner, damit sie das ihrige beitragen zum Unterhalt und der Verzierung des Gotteshauses. Mittwoch und Donnerstag — dies waren die beiden „geweihten“ Tage — würde er seine lieben Pfarrkinder in ihren Wohnungen aufsuchen und ihre milde Hopfenspende entgegennehmen. Er erinnerte sie bei dieser Gelegenheit an die Worte des alten Tobias an seinen Sohn: „Habt ihr viel, so gebt reichlich! Habt ihr wenig, so gebt sorgfältig, um auch von dem Wenigen aus Liebe etwas mitzuteilen.“

Und sie gaben auch „aus Liebe“, die braven Dorfbewohner. Wohl wußten sie, daß die Kirche sehr reich war an Gütern und Renten und daß sie folglich niemandes Hilfe oder Unterstützung zu besserer Unterhaltung und Ausschmückung nötig hatte. Doch die Bitte des von allen geliebten Dorfschirten mit einer Weigerung zu beantworten, das würde niemand gewollt oder gewagt haben. Gab einer also nicht deshalb etwas, weil der verbrauchte Scherz von dem hilfsbedürftigen Kirchenschatz ihn überzeugt hatte, so that er es doch „um des Pastors willen“, und zwar nicht sowohl aus „menschlichen Rücksichten“, um mit dem Seelenhirten gut zu stehn, als vielmehr, um den guten, allgemein beliebten Greis zu erfreuen.

Seht ihr das in ein weißes Tuch gehüllte Päckchen in des Pastors Hand?

Das saßen wir kleinen Naschmäuler, sobald wir ihn nur erst von ferne nahen sahen, mit naiver Begehrlichkeit ins Auge. Denn vor allem wir Kinder kannten den Tag des „Umgangs“, und schon seit morgens früh standen wir auf der Wacht und beobachteten mit all unsern Augen zugleich die umliegenden Wege und Stege, um uns zu vergewissern, ob der Herr Pastor mit seinen Bonbons und Karamellen sich noch nirgends zeigte.

Endlich hörten wir dort, ganz nahe bei der Kapelle, das Knirschen und Quietschen einer Karre. Und ehe wir noch den Feners achtungsgebietende Gestalt hinter der hohen Hecke bemerken konnten, klang schon durch die einsame Straße die allbekannte Stimme des Pastors, der seinem unter der Last

der „Zuhre“ schwitzenden Genossen das eine oder andere fröhliche Wort zurief: „Poß Wetter, Jes! wie steht es mit dem Sack? Er schwillt schrecklich an, dünkt mich; ich bin sicher, er platzt bald.“

Dann liefen wir in einem Atem nach der Scheuer, wo der Vater an der Spitze einer doppelten Reihe von auf Bänken sitzenden Pflückern und Pflückerinnen thätig war, und aus vollem Halse erscholl der begeisterte Ausruf: „Vater, er kommt! Er ist mit Jes schon drinnen bei Berheylewegghens! Er hat einen so großen Paß Bonbons mit!“

Ein herzliches „Danke sehr!“ hatte der Pastor für alle in Bereitschaft; ich aber, ich hatte meine Bonbons weg.

Ich weiß nicht mehr, welche schreckliche Krankheit den guten Mann um dieselbe Zeit beinahe ins Grab brachte. Nur das habe ich behalten, daß, als er — angeblich hergestellt und genesen — alter Gewohnheit entsprechend meine Eltern wieder zu besuchen kam, er im vollen Sinne des Wortes nicht mehr derselbe Mensch war.

Fast mechanisch schlug er, sobald die Glocke „ein Uhr“ meldete, alle Mittage den Weg nach unserem Hause ein. Die Knechte waren soeben vom Tische aufgestanden und rauchten nun draußen — im März stehend, im April sitzend, im Mai und den Sommermonaten liegend — ihre schwarzgerauchte kurze Pfeife. Die Mädchen wuschen auf, der Vater las vor dem Fenster seine Zeitung, und meine Mutter schüttete am Feuer den heißen Kaffee auf.

Ein Täßchen mit leckerem „Schwarzen“ und ein Stückchen Zucker, das behagte Seiner Ehrwürden sehr wohl. Seit den Zeiten meines Großvaters, eines seiner alten Studiengenossen, kam er so jeden Tag des Jahres auf unsern Hof. „Poß Wetter“, sagte er oft, „könnte ich nicht mehr kommen, um meinen Kaffee zu trinken, ich würde den ganzen Tag als verloren ansehen.“ Dann besprach man die Neuigkeiten aus der Zeitung, Krankheit, Tod oder Wiederherstellung der Parochianen, den schrecklichen Mord von B. und den Brand der Brauerei in Z. Zuerst ging das gut, und Seine Ehrwürden

plauderte tüchtig mit, sein Köppchen lag neben ihm auf dem Tische, und die Kaffeetasse dampfte in seiner Hand. Allmählich aber ging das Sprechen langsamer, die Augen wurden matter, die Brauen runzelten sich, und plötzlich „war er verzogen nach Schlafheim“. Der gute Mann hielt, ganz als ob er zu Hause wäre, ein erquickendes Mittagsschläfchen.

Dann machte jeder seine Bemerkungen, wie er sichtbar „verfiel“ und täglich schwächer würde. Seine Hände wären nichts anderes mehr, sagte die Mutter, als „Haut und Knochen“; er hätte gar keinen Atem mehr, fügte Vater hinzu, und der trockne Husten, den er seit seiner Krankheit behalten hätte, verspräche nichts Gutes. Außerdem war der arme Greis so gut wie blind, und der Arzt hatte dem Vater vertraut, daß er den Gebrauch seiner Augen bald ganz verlieren würde.

So steht er im Geiste vor mir: mager, erschöpft, mit eingesenker Brust, mit großen grünen Brillengläsern vor seinen getrübbten Augen und im übrigen sich nur mit Mühe fortbewegend an dem nämlichen Spazierstock, der jetzt vor mir steht.

Wie hab' ich ihn so oft behaglich und glücklich sein Mittagsschläfchen halten sehen, welches ich um keinen Preis der Welt gestört haben würde.

Wie hab' ich ihn so oft — in der schönen Jahreszeit Tag für Tag — zurückgeleitet nach seinem Pfarrhause, welches kaum dreißig Schritt von unserm Hause entfernt war.

Dann durfte ich die Glocke ziehen, um seine Ankunft anzukündigen, und ich that das denn auch mit all meiner Kraft, so daß Siska, die alte Dienerin, die mehr als einmal in dieser frühen Nachmittagsstunde in der Küche neben ihrer dampfenden Kaffeetasse in Schlaf gefallen war, oft recht unangenehm aus dem süßen Schlummer aufgeschreckt worden sein muß.

„Poß Wetter, Laugenichts“, lachte der brave Alte („Poß Wetter“ war, ich hör' es ihn noch sagen, sein Leibwort), „Kerl, du wirfst die Glocke noch abreißen.“

Niemals aber war er auf mich böse, und nie empfing ich von ihm einen Verweis. Verschlafen und mürrisch kam Siska,

um zu öffnen, und noch erinnere ich mich, wie zornig dann oft ihre Unterlippe herunterhing. Doch was konnt' es für mich ausmachen? Stand ich nicht unter dem Schutze des Herrn Pastors? Und kehrte ich nicht obendrein, beide Hosentaschen mit Äpfeln gefüllt, nach Hause zurück?

Noch steigt neben der freundlichen Gestalt des alten Seelenhirten ein anderes Bild in meinen Erinnerungen empor. Allerdings sind seine Züge nicht so bestimmt ausgeprägt, und ich seh' es nicht vom Kopf bis zu den Füßen deutlich gezeichnet vor mir stehn, vielmehr ist es nur eine flüchtige Silhouette, sozusagen nichts mehr als ein Köpfschen, welches auf matten azurenen Wolken schwebt. Und doch, mit welcher gewinnenden Freundlichkeit lacht das Bild mich an!

Der Kopf gehört einem Mädchen zu, welches jetzt meine Jahre haben muß, falls es noch irgendwo auf irdischen Bahnen wandeln sollte. Ihr Name klingt noch wie Kristall in meinem Gedächtnis, sie hieß Juliane.

Juliane war eine Waise. Siskas verstorbener Bruder war ihr Vater. Die Frau von Wannes Raymaefers hatte sich wieder verheiratet, zwei neue Brüderchen und Schwesterchen hatten alsbald angefragt, ob für sie Platz wäre, und hatten sich den Platz so geräumig und groß genommen, daß für das „Stiefkind“ fast keinen Daumen breit Platz übriggeblieben war. Der Stiefvater konnte das Töchterchen von Wannes nicht gut leiden, sagten die Leute. Wie es auch darum stehn mochte, Pastor Ohaenens hatte das Kind aufgenommen und es vom gewissen Glende gerettet.

Daß Juliane während langer Zeit meine liebste Spielgefährtin gewesen ist, habe ich stets behalten. Und daß ich sie wie eine Schwester geliebt haben muß, das wird mir bewiesen durch den Vorzug, daß ich ihrer unter so vielen anderen Genossen, deren Züge die Hand der Zeit vollkommen verwischt hat, noch stets eingedenk geblieben bin.

Ein Spiel, welches ich oft mit ihr gespielt haben muß, ist „Kramladen“. So oft ich den Namen von Juliane ausspreche, sehe ich sie wieder, sitzend auf der steinernen Bank in dem

großen Pfarrgarten, unter der breiten Krone des Kastanienbaums. Um sie her, auf der Bank und auf der Erde, liegt eine ganze Last von Glas- und Porzellanscherven. Hier in einem halben Teller liegt etwas Sand. Das ist „geriebener Zucker“. Dort, in einer Flasche ohne Hals, seh' ich Ofenruß, das ist „gemahlener Kaffee“, vielleicht auch „Eichorie“, vielleicht auch „Schnupftabak“, vielleicht auch Kaffee, Eichorie und Schnupftabak, alle drei zusammen, je nach Anfrage und Wunsch der aus mir allein bestehenden „Kundschaft“. Ich stecke notgedrungen meine Hand in die Taschen meines Oberkleides und finde sie voll kleiner viereckiger Steine. Das ist das Geld! Damit will ich ihren Laden „auskaufen“.

Tief in dem großen Gemüse- und Blumengarten, auf einer kleinen Erhebung des Erdbodens, stand ein Pavillon. Ein großer Birnbaum, welcher alljährlich ganze Körbe voll dicker Winterbirnen herniederschüttete, streckte seine breiten Arme darüber aus, Weinlaubranken mit ihren feingezackten Blättern schlangen sich rund um die Thür und um die beiden nach Osten und Westen hinschauenden Fenster. Dort saßen wir täglich zusammen, hielten einen Laden oder verkauften Milch. Sie war die Milchfrau, ich das Bäuerlein, welches kaufen sollte.

„Bäuerlein, Bäuerlein, willst du Milch kaufen?“

„Ja, Frau.“

„Mit wieviel Kannen kann ich dienen?“

„Mit so und so viel.“

Und sie, das Gebaren von jemand nachahmend, der einen flüssigen Stoff mißt, zählte, doch so schnell, so schnell, daß ich ihr kaum folgen konnte: „Eins, zwei, drei, vier, fünf und noch eins zu! Mann, Eure Butte ist rand-, rand-, randvoll.“

Dies letzte war der ordnungs- und pflichtgemäße Schluß jedes Handels.

Sieh, durch das kleine Fenster lacht aus Westen her ein langer, gelber, halb rosigter Sonnenstrahl, in welchem Millionen Staubkörnchen tanzen, wimmeln und schimmern. Draußen, in der Krone des Birnbaums, singen die Vögel. Durch die offene Thür sehen wir den ehrwürdigen Herrn Pastor, der,

auf der grünen Bank unter dem Kastanienbaum sitzend, ein Schläfchen hält oder seine „Zeitstimmen“ lieft, um sofort, wenn wir es mit Lachen und Schnattern zu bunt machen, ganz feierlich die Stimme zu erheben, als ob er von der Kanzel gegen die größte aller Sünden losdonnerte.

„Boß Wetter, ihr Taugenichtse, das ist nun schon das vierte Mal, daß ihr mir dieselbe Geschichte macht. Ich werde euch noch müssen bei den Ohren nehmen!“

Hier lassen mich meine Erinnerungen im Stiche. Was ist aus Juliane geworden?

Ich weiß nur noch, wie dem alten, abgelebten Pastor ein Koadjutor gegeben wurde, wie dieser Koadjutor den schwachen Greis mit der Liebe eines Kindes zu seinem Vater unterstützte und versorgte, und wie ihn der alte Herr Dhaemens, als sein Stellvertreter nach der Parochie von Laaken bei Brüssel befördert wurde, nach seinem neuen Aufenthaltsort begleitete.

Einen Tag vor seiner Abreise aus dem bescheidenen Wambefe, wo er zwanzig Jahr hindurch aller Herzen besessen hatte, kam er, durch seinen Gärtner unterstützt, um meinen Eltern Lebewohl zu sagen. Ich spielte draußen mit einer Schar von Genossen „Verstecken“ oder „Kriegen“, als mein Vater mich hineinrief, „um dem Herrn Pastor adieu zu sagen“.

Da weinte der gute Alte und küßte mich und fragte, ob ich oft an ihn denken würde, an ihn, dem ich so oft als Führer gedient hätte.

Und da weinte auch ich meinerseits, und meine Mutter weinte auch mit, und der alte Pastor gab mir seinen treuen Spazierstock „als ein Andenken“, wie er sagte.

Guter Mann, könnte ich dir sagen, wie sehr ich an diesem kleinen Andenken hänge.

Fünf Jahre nachher begleitete ich meinen Vater nach Laaken. Dort auf dem alten Kirchhofe zeigte er mir eine Grabstelle. Kein Grabstein! Nichts als ein ärmliches, schon zerbröckelndes Holzkreuz, auf welchem der Regen nur die folgenden Worte sichtbar hatte stehen lassen:

„R. I. P.  
 Bitte fü Seele  
 Weiland des Ehrw  
 Dhaen s“

Das übrige war unlesbar. Mein ganzes Leben lang wird mir die verstümmelte Inschrift vor Augen stehen.

Äh! da hielt der gute Pastor sein letztes, diesmal ewig dauerndes „Schläfchen“.

Braver, ehrwürdiger Herr Dhaenens! Für nichts in der Welt hätte ich diesen deinen Schlaf stören mögen.

Noch täglich aber gehe ich mit deinem schwarzen unansehnlichen Stocke spazieren.

## Zanneken Craeynest.

(1810.)

Jeden Abend, wenn noch kaum das Mondlicht  
 — Goldner Rose gleich — im Ost erblühte,  
 Schlüpfte, während still ringsum das Gut lag,  
 Aus dem Wohnhaus, wo kein Licht mehr brannte,  
 Langsam, leisen Fußes, eine Jungfrau.  
 Ihre Holzschuh' in den Händen, trat sie  
 Zu dem Hoshund, der den Fuß ihr leckte,  
 Strich ihm sanft sein schwarzes Fell und schlug dann  
 — Von dem Tier gefolgt — den schmalen Pfad ein,  
 Der fern hinterm Wald zur Weide führte.

Auf dem Dorf gab's keinen reichren Bächter  
 Als Fik Craeynest, doch vergebens hätte  
 Man auch den gesucht, der, was er wollte,  
 So bestimmt wie er, der „Starrkopf“, festhielt.  
 Anders ganz war seine Tochter Zanna,  
 Ganz der Mutter glich sie, Milch und Honig  
 — Sagte Craeynest selbst — barg sie im Herzen.  
 Flüchteten, wenn er vom Acker kehrte,  
 Vor des Barschen grimmem Blick die Kinder,  
 Setzte Zanna nie den Fuß nach außen,  
 Ohne daß — den Tauben gleich, die fröhlich  
 Surrend rings die Wärterin umtrippeln —  
 Tripp und trapp ringsum auf allen Wegen  
 Kleine nackte Kinderfüßchen nahten,  
 Und schier zwanzig Händ' umfaßten zärtlich  
 Ihre Knie', und zarte Stimmen baten:  
 „Küß' mich, Zanna! Mich, mich küß' am ersten!“

Nah' der Hürde, drum die Nebel ziehen,  
 Sitzt auf einem Baumstamm Vicus. Schweigend  
 Lauscht er, während rings die Schafe lagern,

Im Gebüsch dem Lied der Nachtigallen.  
 Er, der Vater nie gekannt noch Mutter,  
 Er, des bester Schatz die freie Luft ist,  
 Die jedweder atmet, er, der schlanke  
 Achtzehnjähr'ge mit den blauen Augen,  
 Kost mit seines Dienstherrn Tochter abends.  
 Jetzt erhebt er sich; und auf dem Wege,  
 Welcher schmal sich durch die Wiese hinzieht,  
 Sieht sein scharfer Blick das Mädchen nahen.  
 Mit dem Schwanz wedelnd, fröhlich brummend,  
 Schießt sein grauer Wolfshund durch die Felder;  
 Und indes die beiden Seit' an Seite  
 Auf dem Stamm wie jeden Abend sitzen,  
 Steigt rings auf der Schafe dumpfes Blöken,  
 Hundsgewell und leises Heimchenzirpen.

Was heut abend bei der Schäferhütte  
 Von dem Liebespärichen ward geflüstert,  
 Hörten nur die Sterne hoch am Himmel  
 Und die Blumen auf der feuchten Wiese.  
 Doch als beide an der Wiese Saume  
 Hand in Hand mit festem Drucke schieden,  
 Schwamm des Mädchens Aug' in heißen Thränen,  
 Und aus ihrem Busen stieg die Klage:  
 „Dich, dich einzig frei' ich, keinen andern,  
 Ob mein Vater bitte, ob befehle;  
 Bögre nicht, begehre mich zum Weibe,  
 Denn nur dich, den blonden Schäfer, lieb' ich!“

Mürrisch wie nur selten war des Pächters  
 Angesicht, als nach dem Mittagessen,  
 Während in dem Stall die Knechte schliefen,  
 Bicus ihn mit Zittern um Gehör bat.  
 Aus Verlegenheit in rauhen Händen  
 Seinen Strohhut drehend, hatt' er kaum noch  
 Unter Thränen seinen Wunsch verraten,  
 Als der Herr, des Bornes kaum noch Meister,  
 Sprach: „Si sieh doch! Um des Herren Tochter  
 Freit der kühne Schäfer! Angezettelt

Wahrlich ist's nicht übel, doch beim Kuckuck!  
 Sehr viel feiner muß das Netz sein, Bester,  
 Drin sich Craeynest blindlings soll verfangen.  
 Heb' dich weg!" Doch plötzlich sanfter werdend,  
 Sprach er, höhnisch lächelnd: „Bah! weswegen  
 Reg' ich mich doch auf? 's ist ja zum Lachen.  
 Bester, sprich! Du zählst nun achtzehn Jahre;  
 Wenn der Kaiser dich zum Kriegsdienst aufruft,  
 Sag': wer schafft das nöt'ge Geld, statt deiner  
 Einen Stellvertreter ihm zu senden?  
 Sieh, mein Sohn (hier schlug er auf des Jünglings  
 Breite Schulter), ich, ich will für Zanna  
 Einen Mann, der keinem Kaiser pflichtig.  
 Was von einem Mann doch hätte Zanna,  
 Der bald hier-, bald dorthin muß marschieren,  
 Munter auszieht, aber armlos heimkommt?  
 Sieh, den Krieg hab' gründlich ich im Magen,  
 Kauf' dich los, und dann erst sprich von Freien!"

---

Mutlos auf die Brust sein Haupt, sein blondes,  
 Neigt' er stumm und kehrte zu den Schafen.  
 Doch am Abend blieb sein Platz am Tische  
 Unbesetzt, und als darauf das Mädchen  
 Still im Mondenlicht der Weide nahte,  
 Fand sie leer die Hütt' und bei den Schafen  
 Nur den Hund, der hin und wieder schweifte.

---

Nächsten Tags, als vor der ersten Rastzeit  
 Schon der Herr froh dampfend auf sein Feld ging,  
 Stieß ihm plötzlich in des Schobers Nähe  
 Bicus auf.

Des armen Jünglings Wangen  
 Waren bleich, die rechte Hand umspannte  
 Einen frischen Zweig, indes die andre  
 Dicht umwickelt auf der Brust ihm ruhte:  
 „Mit Verlaub, o Herr", sprach er bescheiden,  
 „Einen Augenblick nur wollt mich hören!  
 Herr, ich kannte Vater nicht noch Mutter,  
 Doch in Zanna fand ich beide wieder,

Zanna ist mein Alles.“

In die Rede  
Fiel der Bauer höhrend ihm: „Längst weiß ich's,  
Gestern schon vernahm ich die Geschichte.  
Sprich! hast du's vergessen schon, daß Craeynest  
Keinen Kriegsknecht will zum Schwiegerjohnne?“

Drauf der andre: „Wollt, o Herr, verzeihen,  
Frei bin ich fortan.“ —

„Du frei? Ei, Dummkopf,  
Der du bist, wen denkst du doch zu täuschen?“ —  
„Hört mich, Herr, ich bitt' Euch“ — und der Jüngling  
Zog von seiner linken Hand das Tuch ab —  
„Frei jetzt bin ich, weil ich invalid bin.  
Als ich heute morgen früh im Walde  
Einen Stiel für meine Schaufel suchte,  
Seht den Zeigefinger hier!“

Doch drohend  
Seinen Stock hob Craeynest auf, und wütend  
Rief er aus: „Hinweg! Sonst schlag' ich, Arger,  
Meinen Stock entzwei auf deinem Rücken.  
Was doch geht's mich an, bist du verstümmelt?  
Bist du Krüppel, such' dann eine Braut dir,  
Die gleich dir ein Krüppel ist! Verstehst du?  
Doch noch heut wirst du den Hof verlassen,  
Dies, nur dies allein sei deine Antwort!“

Noch am gleichen Tag zog auf dem Hofe  
Ein ein neuer Schäfer. Was aus Vicus  
Ward, im Dorfe konnt's nicht einer sagen.

Zu der eignen Tochter vom Gescheh'nen  
Sprach kein Wörtchen Craeynest; doch als abends  
Zanna schlaflos auf dem Pfühl sich wälzte,  
Nekt' ein reicher Thränenstrom ihr Lager,  
Und ihr Seufzen hallte durch die Kammer:  
„Hatt' ich das verdient, o Vicus, Liebster,  
Daß du gingst ohn' mich und ohne Abschied?“

Monden gingen hin. Die Winternebel  
Schmolzen weg vor milden Sonnenstrahlen.

Lustig zwitschernd schwärmten Frühlingsboten  
Um den Dorfkirchturm und um die Bäume,  
Deren Kronen junge Blätter trugen,  
Und im Gärtchen dicht vor Craeynests Hofe  
Blühten blau und rot die ersten Blumen.

Langsam, auf den Arm gelehnt des Mädchens,  
Lilienweiß, als wie dem Grab entstiegen,  
Schwankt auf schmalen Wegen ihres Gartens  
Zanna hin.

Der Sommer — sagt der Doktor —  
Wird die einsti'ge Kraft ihr wiedergeben!  
Doch kein Sommer wird die Jungfrau heilen,  
Liebe nur heilt, die sie schlug, die Wunden.

Sonntags auf dem Kirchweg wird der Name  
Zannas oft genannt mit Vicus' Namen.  
In der muntern Schar der jungen Paare  
Gibt ein jeder dem entsteh'nden Märchen  
Von den Leiden Zannas Schmuck und Zusatz:  
„Wer wird zweifeln, daß sie Vicus liebte?  
Weiß man doch, daß sie der Müllerstochter,  
Ihrer Base, oft, wie schön er, rühmte!  
Dann: des Schäfers plötzliches Verschwinden,  
Den (ein Jahr bald ist's) kein Aug' mehr schaute!  
Rein, wer da nichts merkt, ist dumm wie keiner!“

Manche wußten, daß der „Starrkopf“, wütend  
Ob der Tochter Wahl, dem armen Hirten,  
Den er grimm'gen Sinns „Verführer“ nannte,  
Allezeit sein eignes Haus verboten.  
Andre meinten, Vicus sei in Flandern;  
Jenseits Aalst und Lede hätten Bauern,  
Die nach Appels auf die Wallfahrt gingen,  
Jüngst erkannt ihn; eine Schar von Sägern  
Hätt' ihn aufgenommen, und mit diesen  
Zieh' er nun von einem Dorf zum andern  
Ohne Ziel, ein traur'ges Leben führend.

So das Volk. — Aus schatt'ger Laub' indessen  
Auf dem Berg läßt trüb die kranke Zanna

In die Ferne die Gedanken schweifen,  
 Über duftig grüne Kleegebrente,  
 Übers Rohlfeld hin, das steht in Blüte,  
 Weiter durch den Wald bis hin zur Weide,  
 Wo einst Vicus mit der Herde weilte.

Doch was sinkt sie plötzlich bleich und hilflos  
 Auf die Bank, von der sie aufgestanden?  
 Hört ihr fern im Wald die dumpfen Klänge?  
 Säger sind dort frisch am Werk, die breite  
 Scharfgezahnte Säge geht im Gleichtakt  
 Auf und ab, und wenn ein heller Regen  
 Feinen Mehls rundum stäubt, blüht das blanke  
 Eisen funkelnd in dem Licht der Sonne.  
 Plötzlich klingt ein froher Sang ans Ohr ihr,  
 Mit der Säge schrill einförm'gen Tönen  
 Eint sich Vers auf Vers ein altes Liedchen,  
 Das vordem ihr oft ins Ohr geklungen.

In der Hand den Stock, die Pfeife rauchend,  
 Kehrt der Pächter durch den Garten heimwärts,  
 Während ihm zur Seit' der kluge Wolfshund  
 Schnaubend springt.

Was spitzt das Tier die Ohren  
 Plötzlich? Was doch schnobert es im Kreise?  
 Lauter klingt und hörbar rings des Sängers  
 Stimme über Wiesen hin und Acker,  
 Fröhlich bellt der Hund, und eh' noch Graeynest  
 Zeit hat, ihn zurückzurufen, stiebt er  
 Schneller als ein Pfeil durch Heck' und Hage  
 In den Wald, der flammt im Abendlichte.

Tage flossen hin. Es war genesen  
 Graeynests einz'ge Tochter. Wie die Röte  
 Auf dem reifen Obst im heim'schen Garten,  
 Bierte Schmelz der Jugend frisch wie nimmer  
 Ihre Wange. Sonntags auf dem Kirchweg,  
 In der Spinnstub' abends, auf dem Felde,  
 Wo die Jugend vflanzend, jätend, erntend

Oft sich traf, sprach man in einem Atem  
 Wieder aus die Namen „Zanna“, „Vicus“,  
 Der im Dorf sich neu verdungen hatte.  
 Deutlich war's: blieb Vicus in dem Dorfe,  
 So geschah's nur deshalb, weil sie's wünschte.  
 Daß sie sich — sei es bei Nacht, bei Tage —  
 Ob der Alte grollte, oftmals trafen,  
 Jeder wußt' es, sah es gleich nicht einer,  
 Jeder sagt' es nach, weil's jeder wünschte.

Tage schwanden. Februar, der strenge,  
 Spukte schon im Wald. Die nackten Bäume,  
 Heimlich träumend von des Lenzes Nahen,  
 Schüttelten den Reif aus Kron' und Zweigen.  
 Hier und da, die Sporen an den Füßen,  
 Kletterte, das kleine Beil im Gürtel,  
 Durch die Zweige hin der Baumbeschneider,  
 Und in Lüften scholl'n mit Macht des Beiles  
 Dumpfe Klänge, bis mit lautem Krachen  
 Langsam sich der Zweig zur Erde senkte.

Auch im Wald des neuen Herrn von Vicus  
 War das Beil am Werke schon. Der Jüngling  
 Laß das Reisholz wohlgemut zusammen,  
 Lud die größten Zweige auf die Schulter,  
 Zwang mit starker Faust die Weidenruten  
 Um das Bündel, das noch feucht von Schnee war,  
 Und die Bündel schichtet' er zum Meiler.

Mittag war es. Tiefe Ruhe herrschte  
 Ringsumher. Der Klipplappton der Drescher  
 Schwieg für kurze Weile in der Scheuer,  
 Wo auf Bündeln Stroh's die Knechte schliefen;  
 Auf dem Feld sah Pferd man nicht noch Wagen,  
 Und nur Hunde bellten in der Ferne.

Hätte jetzt der alte Starrkopf Craeynest  
 Umgepäht im einsam stillen Walde,  
 Schier begriffen hätt' er, daß kein Wille  
 — Hart wie Marmor, zäh wie Stahl — die Liebe  
 In verbundenen Herzen kann ertöten.

Seit' an Seit', wie eh'mals an der Hürde,  
 Hand in Hand und Wang' gelehnt an Wange,  
 Sizen auf dem harten Bündel Zanna  
 Und der arme fortgewiesne Schäfer.  
 Während froh der Wolfshund, der in Treuen  
 Seinen Herrn vergessen nicht, um beide,  
 Mit dem Schwanze wedelnd, hin und her springt,  
 Läßt das Mädchen an der Brust des Liebsten  
 Boll Vertraun sein Haupt, sein blondes, rasten.  
 Was sie sprechen? Ach, wenn zwei sich lieben,  
 Was soll'n Worte? Wär's dem Worte möglich,  
 Je der Liebe Glück zu offenbaren?  
 Neu mit Grün, o Wald, schmück' deine Zweige!  
 Zweige, hüllt euch in ein Meer von Knospen!  
 Knospen, öffnet euch als holde Blumen,  
 Und du, Lenzwind, gieß' der Blumen Fülle  
 Auf die zwei, die also heiß sich lieben!

Schüchtern ob des Mädchens Rosenwangen  
 Läßt der Jüngling sanft die Rechte gleiten.  
 Weh! da schreit das Mädchen auf, laut schluchzend  
 Sieht sie die Verstümmelung der Linken.  
 Und der Jüngling, sanft in Scham erglühend,  
 Thut ihr kund, wie er des Vaters Worten  
 — Sinnlos, wie er war, durch Schmerz und Liebe —  
 Fest geglaubt, wie er (o wohl! er weiß es:  
 Große Sünde war's) am andern Morgen  
 Tief im Wald nach neuem Stabe suchend  
 — Durch den Bösen, nein, durch große Liebe  
 Zu der That verführt — sich selbst verstümmelt.  
 Er erzählt ihr, wie darauf sein Dienstherr  
 Ihn mit Hohn vom Hofe jagte, sprechend:  
 „Was doch geht's mich an, bist du verstümmelt?  
 Bist du Krüppel, such' dann eine Braut dir,  
 Die gleich dir ein Krüppel ist!“ Wie er dann,  
 Dem Verbrecher gleich, der aus des Richters  
 Mund sein Todesurteil jüngst vernommen,  
 In der Hand sein Päckchen Kleider tragend,  
 Traurig sich entfernt von Graeynests Hofe,  
 Um ihn nie auf's neue zu betreten.

Aber sie, als sie sein Wort vernommen,  
 Schloß mit Inbrunst, ganz in Thränen schmelzend,  
 Fieberhaft den Liebsten in die Arme,  
 Schluchzte, lachte, hebt' auf's neu' und weinte,  
 Bis sie endlich, fast erstickt von Thränen,  
 Ausbrach in den Vorwurf: „O du Heuchler,  
 Weshalb hast du solches mir verborgen?“

Plötzlich dröhnt der Glocke dumpfe Stimme  
 Zweimal übers Feld hin — Gott, die Stunden! —  
 Rasselnd rollen Karren neu und Wagen  
 Auf der Straße hin, auf's neu' aus Scheuern  
 Steigt der Klippflapton der fleiß'gen Drescher,  
 Hier und da schafft auf dem Feld ein Bauer,  
 Und sie wird erwartet.

Wenn ihr Vater . . . !

Doch was brummt der Wolfshund? Ruch' dich, Bruno!  
 Warum bellt er? Sieht er jemand kommen?  
 Und eh' Zanna noch des Jünglings Hände  
 Zum Fahrwohl gedrückt, sieht sie — erbebend  
 Wie ein Halm — den strengen Vater nahen.

Ratlos, wie am Boden festgenagelt,  
 Steht ihr Liebster. Bleich an seiner Seite  
 Ringt die Hände Zanna, noch nicht sicher,  
 Ob sie träumt, ob Wahrheit sieht ihr Auge.  
 Fliehen? Ach wer flieht, ist schuldig; Läst' rung  
 Soll mit nächten ihre Liebe schänden.  
 Sich verbergen? Längst schon hat ihr Vater  
 Sie bemerkt, noch kahl stehn Bäum' und Sträucher,  
 Wo doch wär' ein Fleck, an dem sie . . . ?

Plötzlich,

Wie ein Blitz so schnell, schießt ein Gedanke  
 Ihr durch's Haupt. Ja, sie will seiner wert sein.  
 Retten will sie ihre Liebe, zeigen,  
 Daß, was Gott vereint, kein Mensch kann scheiden.

Auf den Holzkloß fällt ihr Aug', wie fiebernd  
 Reißt sie aus dem Holz das Beil, das scharfe,  
 Hebt es hoch, und eh' noch Vicus hastend

Sich ihr naht und ihren Arm kann hemmen,  
Sieht er ihre Linke schon verstümmelt.

Da erschien ihr Vater. Wie ein Toter,  
Bleich, die Lippen starr zusammenpressend,  
Hatt' er seiner Tochter That gesehen.  
Demutsvoll, mit tiefgesenkten Augen,  
Trat das Mädchen, Vicus näher winkend,  
Auf den Alten zu, und bittend sprach sie:

„Sei nicht länger unerbittlich, Vater,  
Sei nicht länger taub für so viel Liebe!  
Eine unsre schlimm versehrten Hände  
Und nimm teil an unsrer heißen Liebe!  
Vicus, komm, verbinde meine Wunde  
Und gib kund dem Vater, welcher Balsam  
Sie wird heilen, welche Zauberworte  
— Wenn nur Vater will — das Glück uns schaffen.“

Vor dem alten Pächter auf die Kniee  
Sanken beide, Hand mit Hand verschlungen.  
Nein, das war zu viel! Nur kurz noch blickte  
Grimmig auf die beiden hin der Alte,  
Zögernd brummt' er unverstandne Worte,  
Dann — dann war's vorbei, in Thränen schmelzend  
Schlug er sich die Stirn und rief: „Allmächt'ger,  
Ich nur, ich bin schuldig, ich ein Frevler;  
Was Gott eint, das kann kein Mensch je scheiden!“

## Zwei Alte.

Das kleine Bauernhaus, worin der alte Kober von Schuerbeck wohnte, steht mir noch deutlich vor dem Geiste. Ich brauche nur die Augen zu schließen und an mein Geburtsdorf zu denken, um es aus meinen Erinnerungen aufdämmern zu sehen. Es liegt an der Seite von meines Vaters Gemüsegarten, hinter dem kleinen Bache und der Kapelle Unserer lieben Frau, ungefähr zehn Schritt von unserer Wohnung und von den Stallungen des Pächters Geckhoudt entfernt. Was sich heute dort erhebt, das ist längst kein Hüttchen mehr und hat daher auch — zum mindesten für mich — sehr viel von seinem früheren Werte verloren. Die späteren wohlhabenderen Bewohner haben das Dach von Stroh durch eins mit leuchtend roten Ziegeln, die morschen Lehmwände durch rote Backsteinwände ersetzt. „Schöne Veränderungen“, wie der Eigentümer es nennt! Ich aber bleibe dabei, der alten haufälligen Hütte, wie ich sie in meiner Kindheit gekannt habe, den Vorzug zu geben. Wohl war diese so niedrig, daß ein Mann von mittelgroßer Gestalt das sich abwärts neigende Dach mit dem Kopfe berührte; ein einziges, wenig über den Boden erhabenes Fenster fand sich an der Vorderseite, und alles sah bescheiden und dürftig aus. Doch vor der Thür stand ein großer, wilder Kastanienbaum, dessen breitgewölbte Krone der Mai mit Tausenden von weißroten Blumen zierte, und der zur Sommerzeit einen Regen von Früchten abwarf, einen Regen, auf den wir lustigen Buben natürlich ganz besonders veressen waren.

Wenn wir bald nach Mittag zur Schule gingen, so lag der gute Alte meistens, mit seiner kurzen Pfeife im Munde, im Schatten des Kastanienbaums über die Halbthür herausgelehnt; in dieser Stellung schien er, sein Gesicht in eine

Wolke von Tabak hüllend, zu sinnen und zu träumen. War er nicht zur Stelle, so galt das für uns kleine Kerle als ein unfehlbares Zeichen, daß er krank oder, wenn Freitag und also in Brüssel Markt war, mit Butter, Eiern und Früchten nach der Stadt gezogen war. Wie er damals ausah, so lebt er in meiner Phantasie fort. Stets trug er eine blaugestreifte, gestrickte Mütze auf dem greisen, ungemein dicken Kopfe, durch welchen, wie er selbst, auf seine Kahlheit hindeutend, mitunter sagte, „seine Kniee schon seit Jahren oben durch sähen“. Sommer und Winter trug er sein rotes, sauber ausgebeffertes Wams mit einer doppelten Reihe weißer Knöpfe, und nur am Sonntag waren Kinn und Wangen befreit von seinem rauhen, stacheligen Barte.

War Kobe äußerlich viel eher hart und barsch als liebenswürdig, ja stand er selbst nicht unverdient in dem Rufe, ein auffahrender, eigenwilliger Mensch zu sein, so flößte er uns doch nicht die geringste Furcht, nicht den geringsten Widerwillen ein. Und wie sollte er das auch gethan haben? Lachte er uns nicht jeden Mittag freundlich zu, und gab er uns nicht jedes Jahr die Erlaubnis, einen Sperlingsnistkasten auf einem der höchsten Zweige seines Kastanienbaums anzubringen? Nein, ohne den alten Schuerbed und den üppigen Baum kann ich mir die liebe Hütte nicht vorstellen. Wohl ruht er selbst schon längst auf dem Kirchhof, wohl ist der Baum seit Jahren ausgerodet, aber in meinem Herzen ist sein Bild mit demjenigen der bescheidenen Klausur eng verwachsen.

Wie viele Erinnerungen aus meiner Jugend steigen auf, so oft mir der Name von Kobe auf die Lippen kommt! Neben seinem Häuschen besaß Kobe ein kleines Stück Land, welches er zum Anpflanzen von Tabak und Hopfenstöcken benutzte. Und wenn dann endlich Hunderte von reifen Hopfenbällen, dick von schwellender Bierkraft, sich gelbfärbend und duftend zwischen den grünen, feingezackten Blättern hingen, dann waren auch an der Vorderseite von Kobes Scheuer die Weintrauben zur vollen Reife gelangt. Kam ich dann, während der Hopfen gepflückt wurde, am Häuschen vorbei, dann winkte mich Kobe

aus der Ferne heran und fragte den sechsjährigen Knaben, ob ich ihm helfen wollte. Es wäre, sagte er, ein heftiger Regenschauer im Anzuge. Dort über Bodeghem und Dilbeek läge ein „Apfelschiff“ — so nannte er die drohende, riesenhaft große Wolke — und der Wind würde die Bescherung unzweifelhaft hertreiben; nun wolle er in aller Eile noch einige Hopfenranken vom Stocke abnehmen, um sie, ehe sie naß würden, ins Haus zu schaffen. Die reifen Bälle, die abfallen würden, sollte ich sorgfältig in seinen Korb häufen.

Und daß ich mich nicht wenig geehrt und geschmeichelt fühlte, Kobe behilflich sein zu dürfen, das kann ich ehrlich versichern. So sind ja die Kinder. Zu Hause würde ich Umstände gemacht haben, ehe ich mich zu einer solchen Arbeit bereit erklärt hätte; nun aber, da Kobe mich darum bat, sah ich es als eine Ehre an, mich daran machen zu dürfen. Endlich, wenn die abgefallenen Bälle geborgen und die Ranken im Hause waren, dann holte Kobe sein Messer aus der Tasche und schnitt mir die reifste Weintraube, die ich selbst aussuchen durfte, aus seinem „Weingarten“ und gab sie mir zum Geschenk.

Ich würde indes hinter der Wahrheit zurückbleiben, wenn ich behaupten wollte, daß unsere Beziehungen allezeit gleich freundschaftlich blieben. „Cet âge est sans pitié“, sagt der Dichter, und in der That, zu gewissen Zeiten trug auch ich gern das Meinige dazu bei, die Wahrheit dieses Wortes aufs neue zu erhärten.

Kobe war, wie ich schon sagte, kurz angebunden. Und namentlich in einem Punkte war er sehr reizbar, nämlich rücksichtlich der Beziehungen zu seiner Frau, der dicken, langsam sprechenden „bequemen Marie“.

In dem Dorfe ging allgemein das Gerücht, daß Mann und Frau sich nicht zum besten verträgen. Marie hatte, ehe sie Kobe kennen lernte, schon einmal geliebt. Doch das Verhältniß war plötzlich abgebrochen worden, und dann erst ward sie mit Kobe getraut. Nun hatte dieser ein großes Gebrechen: er sah gern zu tief ins Glas und kehrte mitunter in allzu vorgeschrittenem Zustande spiritueller Seligkeit nach sei-

ner Wohnung zurück. Brummte dann seine würdige Ehegenossin dem heimkehrenden Bacchusdiener was vor, oder machte dieser vielleicht aus eigener Anregung von der Gelegenheit, jener „einen Marsch zu blasen“, Gebrauch? Wie dem auch sein möge, jedenfalls konnte es als eine allgemeine Regel gelten, daß unter solchen Umständen Donnerwolken am ehelichen Himmel aufstiegen, ja daß mitunter der Blitz des Himmels in der Gestalt von zerworfenen Tellern und Kannen seinen Einzug in die sonst so friedliche Wohnung hielt.

Dies verhinderte indes nicht, daß Kobe auf das äußerliche Decorum in seinem Hauswesen großen Wert legte. Auf keinen Fall konnte er leiden, daß andere sich den Schein gaben, als wären sie mit den kleinen Ghestandskomödien bekannt. Wir Knaben fanden inzwischen ein besonderes Vergnügen daran, ihn an seine Heldenthaten zu erinnern. Während Kobe, den wir etwas schwankend und unsicher hatten zurückkehren sehen, drinnen seinem Herzen Lust machte, tanzten wir laut jauchzend um den Kastanienbaum herum und unterließen nicht, bei jeder derartigen Gelegenheit das folgende Volkslied anzustimmen, welches für uns den Wert von einem Gelegenheitshymnus besaß:

„Kobe hat seinen Hut verbrannt  
 Im Grimme, im Grimme,  
 Kobe hat seinen Hut verbrannt,  
 Im Grimme in vier Teile zerstampft.“

Welche Krankheit den guten Alten ins Grab stürzte, habe ich vergessen. Nur die Erinnerung ist mir geblieben, daß ich unser Dienstmädchen am Abend vor dem Begräbnis nach dem Sterbepause begleitete, um für den Verstorbenen den Rosenkranz beten zu helfen. Die Kammer mit ihren nackten Wänden, auf welche die untergehende Sonne noch einen roten Lichtstreifen warf, das niedrige Bett und darauf — bis ans Kinn mit einem weißen Leichentuch bedeckt — der Tote, die knieende Menge, Männer, Frauen, Kinder, ein einzelner andächtig betend, andere lachend, die meisten aber — die Frauen voran — neugierig in der Kammer umherblickend, um sich die „Ab-

wesenden“ desto besser zu merken, die leise, schlichte Stimme der Leichenbitterin, von deren Lippen es von Zeit zu Zeit über unsere Häupter hinflang: „Und das Wort ist Fleisch geworden, und es hat unter uns gewohnt; sei gegrüßt, Maria“ — das alles steht mir noch lebendig vor der Seele. Von dem Platze aus, wo ich in der Nähe unseres Dienstmädchens saß, konnte ich das Haupt des Toten ohne Mühe erblicken. Wie es kam, weiß ich nicht zu sagen; aber ich konnte meine Augen nicht von ihm abwenden, und doch flößte mir der Anblick eine tiefe Angst ein. Bleich war das Gesicht, lange graue Bartstoppeln ragten aus den eingefallenen Wangen, die kleinen grauen Augen waren offen und sahen mir starr ins Gesicht. Und doch mußte ich nach dem Ablauf der „Feierlichkeit“ meiner Begleiterin zum Totenbette folgen und mit einem dazu bestimmten Palmzweige einige Tropfen Weihwasser über den Entschlafenen sprengen. Es schien mir, als ob mich Kobe in diesem Augenblicke noch starrer ansähe; ich dachte dran, daß er sich vielleicht erinnerte, wie auch ich ihn so oft mit dem Liebe:

„Kobe hat seinen Hut verbrannt“

geärgert hatte, und es war mir, als ob er unter dem Leichentuch seine magere Hand hervorstreckte, um mich beim Wamse zu fassen. Ich bebte wie ein Espenlaub und zog das Dienstmädchen mit rascher Bewegung aus der Kammer.

Marie, die „bequeme Marie“, wie man sie im Dorfe nannte, heiratete nicht wieder, obwohl sie eine gute Anzahl Jahre jünger war als ihr verstorbener Mann. Als man Kobes Leiche zur letzten Ruhestätte getragen hatte, da hatte sie geschluchzt, um selbst Herzen von Stein zu erweichen. Böse Zungen behaupteten aber, daß sie sich aus „ihrem Alten“ nicht viel gemacht hätte, und daß sie sich im Grunde zu dem Unglücke, das sie getroffen hatte, selber Glück wünschte.

Hatten die bösen Zungen die Wahrheit gesprochen?

So viel weiß ich — und ich ließ es schon früher durchschim-

mern — daß Marie nicht mit dem Manne ihrer Wahl verheiratet gewesen war. Als sie noch unter dem elterlichen Dache weilte — ihr Vater war ein wohlhabender Bauer, der mit seinen Kühen drei Morgen eigenes Land beackerte, sein eigenes Haus bewohnte und außerdem in dem Ruße stand, einen wohlgefüllten Geldbeutel zu besitzen — da war sie sehr weit davon entfernt, den Spottnamen „die bequeme“ zu verdienen. Sie war nicht allein eins der schönsten Mädchen des Dorfes, sondern außerdem auch bekannt als eine der flinksten und behendesten Bauerntöchter, die ein fleißiger Bauernsohn sich zur Frau wünschen konnte. Daß in der That mehr als einer den süßen Wunsch hegte, sie zu besitzen, das war eine bekannte Thatsache. Doch daß unter allen denjenigen, die ihr Herz an sie gehängt hatten, nur ein einziger einige Aussicht hatte, seinen Traum zu verwirklichen, das war nicht minder bekannt. Dieser glücklichste aller Jünglinge, berufen und ausgewählt zugleich, war Nik, der acht Jahre ältere Sohn von Dries, dem Schafbauern. Er war es, der in der Nacht des ersten Mai Mariens Fenster mit einem Rosenzweig verzierte, der alle Freitage — es mochte Wetter oder „kein Wetter“ und die Nacht mochte hell oder dunkel sein — an ihre Fensterscheiben pochte, um, hinter der hohen, dichten Gartenhecke versteckt, der Angebeteten allerlei Liebenswürdigkeiten in das Ohr zu flüstern.

Zu einer Heirat kam es indessen nicht, das Schicksal hatte über diese beiden Liebenden anders beschlossen.

Nik, Mariens Vater, war einer der nicht seltenen Bauern, die es durch ununterbrochenes Arbeiten und außergewöhnliche Sparsamkeit fertig bringen, ihren Besitz sichtbar zu vermehren. Er hatte sich „warm gebettet“, sagte man von ihm im Dorfe, und daß diejenigen, welche so sprachen, in der That recht hatten, das bewies er selbst durch allerlei Verbesserungen und Erweiterungen, die er auf seiner Besitzung vornahm. Zuerst hatte er eine neue, größere Scheuer, darnach einen praktischen eingerichteten Stall bauen lassen. Mit einer Kuh hatte er angefangen, sein Vieh zu vermehren, schließlich aber

hatte er acht Stück prächtiges Hornvieh an der Krippe. Ja, einen Augenblick dachte er ernstlich daran, sich Pferd und Wagen anzuschaffen.

Doch „kommt der Bau zum Schluß, so kommt auch der Verdruß“, sagt das brabantische Sprichwort. Als ob das Unglück einzig und allein gewartet hätte, daß der alte Bauer, der nichts mehr zu bauen hatte, endlich auch an die Erfüllung seines letzten und liebsten Wunsches — sein Land mit einem Pferde zu pflügen — dachte, donnerte unversehens ein erster und heftiger Schlag auf seine Schultern nieder. Sein ältester Sohn wurde vom Lose getroffen und mußte Soldat werden. Denn zu dieser Zeit konnten auf dem Dorfe nur die Allerreichsten für ihren Sohn einen Stellvertreter kaufen.

Ein Unglück kommt nicht allein. Kaum hatte sich Nol in sein Schicksal gefügt und seinen zu den Soldaten eingerückten Sohn Wannes auf seinem Besitztum durch einen Lohnknecht ersetzt, als ein zweiter, viel schrecklicherer Schlag ihn traf. Seine Frau legte sich an einem Sommernachmittage krank zu Bett und stand nicht eher wieder auf, als bis sie nach acht vollen Leidensmonaten nach dem Kirchhose getragen wurde.

War es nun die Wiederkehr einer alten, insofge einer glücklichen Ehe seither aufgegebenen Gewohnheit, oder suchte der in seinem Innersten getroffene Witwer nach einer Ableitung seines Schmerzes, jedenfalls war er seit dem Begräbnistage seiner Ehegenossin derselbe Mensch nicht mehr. Er begann „zu tief ins Glas zu sehen“, kam am Mittag und Abend meistens in bedenklichem Zustande nach Hause und schien nicht mehr zu wissen, daß auf seiner Besizung allein das Auge des Herrn eine Bürgschaft dafür sein konnte, daß alle, Mägde und Knechte, ihre Arbeit nach Wunsch erledigten. Wannes stand beim Militär, und die achtzehnjährige Marie konnte, wie arbeitsam sie sich auch zeigte, doch als ein schwaches weibliches Wesen ohne Hülfe und Stütze nicht für die Aufsicht über Acker und Hof einstehen.

War es zu verwundern, daß bei der Wiederkehr der Ernte die neue Scheuer, die früher fast zu klein war, jetzt viel zu

groß erschien für die knapp gewachsenen dürftigen Feldfrüchte, daß sein Land — wie die bösen Zungen der Bauern sagten — durch das Unkraut bald aufgezehrt war, ja daß die vierhundert Hopfenstöcke in seinem Garten kaum noch ein Drittel von dem lieferten, was sie in anderen Jahren hervorgebracht hatten?

Marie begriff sehr wohl, daß sie mit schnellen Schritten rückwärts gingen, und es blieb ihr auch keineswegs unklar, wer und was die erste Ursache dieses Zurückgehens war. Aber sie hatte nicht den Mut, ihren Vater zu tadeln, sie wagte ihn auch nicht zu bitten, seinen Lebenswandel endlich zu ändern.

Inzwischen gingen die Dinge immer schlechter.

Eines Morgens wollte eine der Kühe, und zwar die beste und am meisten Milch gebende des Stalles, weder aufstehen noch fressen. Niedergeschlagen starrte das Tier zu Boden, und aus seinem Munde flossen dicke Schleimflocken. Der Tierarzt aber wurde nicht gerufen, vielmehr wurde aus Alaun und Wacholderbranntwein nach dem Recepte eines „Hausmittels“ auf des Pächters Befehl ein Trank bereitet. Nol selbst unternahm einen Bittgang nach Soyck, einem nicht weit entfernten Dorfe, wohin die Leute von überallher kommen, um den heiligen Bernhard, „den besonderen Patron gegen Pest und Viehkrankheiten“, anzuflehen. Er kehrte erst sehr spät abends in angeheitertem Zustande zurück, und die Folge war, daß der Zustand von „Kapitän“ — so hieß das kranke Tier — am andern Morgen noch viel bedenklicher war als tags zuvor. Nun erst wurde auf Mariens Drängen der Tierarzt gerufen. Zu spät! Noch vor Abend wurde das Tier tot aus dem Stalle getragen und im Garten unter einem Apfelbaume begraben. Fortan war im Stalle ein leerer Platz, etwas, was die Zungen der vielen Schwäger in der Nachbarschaft nicht wenig in Bewegung setzte.

Stets hoffte Marie auf bessere Zeiten. Noch acht Monate, und ihr Bruder würde ins Dorf zurückkehren. Dann würde wieder „ein Haupt“ auf dem Hofe sein, das Land würde besser beackert werden, und die Ernte würde reichlicher sein. Ihr

Vater selbst würde aus „Rücksicht“ auf seinen Sohn das Trinken lassen.

Doch ach! Wohl kehrte Wannes zurück, aber nicht, um die Träume seiner Schwester zu verwirklichen. Seit längerer Zeit hatte er Bekanntschaft gemacht mit einer wohlhabenden Nichte seiner verstorbenen Mutter und — durch die Eltern seiner Geliebten gedrängt — hatte er beschlossen, zu heiraten.

Ob er nicht das Erbe — sagte sein Schwiegervater — ob er nicht Mariens und sein eigenes Vermögen infolge der Verschwendung seines Vaters tagtäglich mehr wie Butter an der Sonne zusammenschmelzen sähe? Ob er nicht als volljähriger Sohn das Recht hätte, dafür zu sorgen, daß ihm „sein Teil“ zum mindesten erhalten bliebe?

Wannes, der dieser Meinung zustimmte, forderte also, daß „geteilt“ werden sollte.

Das war der letzte Schlag! Einige Tage später wurden Haus, Möbel und Acker taxiert, und Sohn und Tochter gelangten zu der niederschlagenden Entdeckung, daß ein Teil ihres Gesamtvermögens bereits durch eine ohne ihr Wissen aufgenommene Hypothek belastet war. Marie weinte wie ein Kind, der Vater — halb trunken — vergoß überflüssige Thränen und berief sich stotternd auf sein väterliches Herz und auf die Unglücksfälle, die ihn getroffen hätten. Wannes war wütend und verlangte sofortige Ausfolgung des ihm noch zustehenden Anteils.

Nun erst sollte für das arme Mädchen eine Zeit bitterer Leiden anbrechen. Ihr bis dahin getreuer Liebhaber drang seinerseits auf ihre Zustimmung zur Verheiratung. Er war mit ihrer ganzen Lage bekannt. Er brachte sie zu der Einsicht, daß, ehe wenige Jahre verlaufen sein würden, auch ihr Vermögen zu nichte sein würde, wenn sie unvermählt bei ihrem Vater wohnen bliebe. Allerdings könnte es, wie sie geltend machte, durch einen gerichtlichen Akt vor dem Notar ihr gesichert werden; aber ob sie nicht viel zu nachgiebig und unerfahren wäre, um sich ihrem Vater gegenüber jemals zu weigern, ihm mit ihrem eigenen Gelde auszuhelfen? Ihr

Liebhaver selbst konnte es zu Hause nicht länger aushalten. Seine Eltern, Schwestern und Brüder saßen ihm vom Morgen bis zum Abend auf dem Halse und stellten ihm die baldige gänzliche Verarmung seiner „Zukünftigen“ vor. Er schlug daher dem Mädchen vor, dem Beispiele ihres Bruders zu folgen und auch „ihr Teil“ zu fordern. Sie wollten beide ein kleines Bauernhaus beziehen, und der Alte könnte zur Noth bei ihnen seinen Aufenthalt nehmen.

Und Marie? O, der Gedanke, Niks Frau zu werden, lachte sie so verführerisch an. Schon sah sie in der Einbildung das von ihm bezeichnete Bauernhäuschen vor Augen, versteckt hinter einer Weidengruppe, worin sie — Dienerin und Herrscherin zugleich — ihm dienen und doch übermächtig regieren würde. Doch, der alte Nol, was sollte aus ihm werden? Würde er das unglückselige Trinken lassen? Und wenn das nicht der Fall wäre, würde dann seine Gegenwart nicht eine Ursache zum Streite werden zwischen ihm und seinem Schwiegersohn, zwischen ihr selbst und ihrem Manne? Würde der Alte nicht wie ein Sündenbock behandelt werden, weil er das Gut seiner Kinder so rücksichtslos verschwendet hatte?

Dieser Gedanke machte das Mädchen zittern, und weinend über ihr verlorenes Glück, wies sie das Anerbieten des Jünglings von der Hand. Sie wollte doch lieber bei ihrem Vater bleiben, sagte sie, um ihm alles, Jugend und Liebe, zum Opfer zu bringen. Fortan sollte weder Knecht noch Magd gehalten werden — dazu wären die Geldmittel zu unzureichend — und sie selbst wußte nur allzu gut, wie hart sie würde arbeiten müssen. Doch sollte ihr Vater nicht durch seine eigenen Kinder verstoßen werden, und sie, die Tochter, wollte sich nichts vorzuwerfen haben.

Wenige Tage darauf war jede Beziehung zwischen ihr und Nik unwiderruflich abgebrochen. Rachsüchtig, wie er war, trat ihr früherer Liebhaver kurze Zeit darnach mit einer Frau in die Ehe, die er nicht liebte, die jedoch vermöge eines reichen Braut-schatzes und einer noch ansehnlicheren Erbschaft in der Zukunft seine Ehr- und Habsucht vollauf befriedigte.

Nun wagte Kobe, ein vierundzwanzigjähriger Bauernsohn, Nols Tochter einen Antrag zu machen. Das erste Mal wurde er von dem Mädchen, dessen Herz noch immer für den untreu gewordenen Geliebten schlug, ohne Zaudern abgewiesen. Indes, er sprach so schön zu ihr, und ihr Vater drang so sehr auf ein wenig Nachgiebigkeit, daß sie am Ende zustimmte. Kobe begriff vollkommen, so erklärte er, daß sie ihn, fremd wie er ihr wäre, nicht gleich am ersten Tage lieben könnte. „Unbekannt macht ungeliebt“, sagt ja das Sprichwort. Das könnte aber, hatte er hinzugesügt, kein Hindernis sein für ihre Ehe. Er würde es dahin bringen, daß sie ihn später desto inniger lieb hätte, und würde zum mindesten alles mögliche thun, um in der Zukunft das wieder auszugleichen, was sie in der Vergangenheit Schlimmes hätte erleiden müssen.

Hiernach kam der Alte dem jungen Manne zu Hilfe. Er hielt dem Mädchen etwas vor, was in seinem Munde sicherlich einigermaßen besremdend klingen mußte, daß nämlich zwei kräftige Mannesarme in ihrem Hauswesen mehr als jemals nöthig wären. Er suchte sie zu der Einsicht zu bringen, daß sie in der nicht fernen Zeit, wenn er, Nol, sein Haupt zum ewigen Schlummer niederlegen würde, sich doch jedenfalls einen Ehegenossen wählen müssen. Und er wies sie zum Schlusse darauf hin, daß sie, wenn sie die jetzige Gelegenheit versäumte, bald zu alt sein würde, um einen ebenso notwendigen wie wichtigen Schritt mit aller wünschenswerten Bürgschaft für Glück und Wohlergehen wagen zu können.

Marie ließ sich überzeugen.

An einem schönen Maimorgen wurde ihre Ehe eingesegnet. Niemand war froher als der alte Nol, und die muntere Jugend aus der Nachbarschaft schmückte schon tags zuvor die angrenzenden Wege. Sie aber, die Braut, saß die ganze Nacht, weinend über das verflögene Glück der Liebe, gramvoll wachend in ihrer stillen Kammer.

Ich muß jetzt eine neue Persönlichkeit auftreten lassen. Ich meine damit einen gewissen Jemand, den wir kleinen Kerle

wenige Wochen nach Kobes Tode fast täglich bei Einbruch des Abends in die kleine Bauernwohnung eintreten sahen.

Es war ein noch schlanker Alter, nur wenig gebeugt unter der Last seiner sechzig Jahre, Witwer seit langen Jahren und bekannt als einer der hauptsächlichsten Wirtshausstammgäste des Dorfes. Auch er hatte früher einen sehr blühenden Pachthof bewirtschaftet. Denn obwohl seine eigenen Eltern keineswegs das waren, was man reiche Leute zu nennen pflegt, so hatte er doch — so wurde erzählt — eine außerordentlich reiche Erbtöchter geheiratet. Diese Ehe war in jeder Beziehung glücklich gewesen, zum mindesten in den Augen des geehrten Publikums. Nur ein Einziges hatte gefehlt: sie war kinderlos geblieben.

Als seine Frau vor fünf Jahren gestorben war, hatte der Witwer seinen Hof verlassen, um als Rentier ein kleines, jedoch sauberes Häuschen auf der langen Straße zu beziehen. Von da ab war er ein Bacchusdiener geworden. Er lief von einem Wirtshause in das andere, und das Geld, das er, als seine Frau noch lebte, durch Sparsamkeit erworben hatte, wurde ohne Gewissensbisse verschwendet.

Für gewöhnlich nannte man ihn Peter Nik. Er war der erste Verlobte von Marie.

Die Wahrheit ist, daß Peter Nik in seiner Ehe nicht glücklich gewesen war. Er war theils aus Eigennuz, theils unter dem unaufhörlichen Andringen von Eltern und Brüdern, die seine Habsucht fortwährend zu stacheln wußten, mit der reichen Pachterstöchter in die Ehe getreten, aber schon früh und doch zu spät war er zu der Einsicht gekommen, daß sein Herz bei seiner ersten Liebe geblieben war. Seine Frau liebte ihn innig, und Nik besaß eine zu gute Gesinnung, um seinen eigenen Schmerz an ihr zu rächen. Niemand konnte ohne Unrecht behaupten, daß er sie je beiseite gesetzt oder mißachtet hätte. Er war für sie stets die Zuvorkommenheit und Gefälligkeit in Person. Solange sie gelebt hatte, hatte er sich so gut wie niemals im Trinken übernommen. Das unterließ er aus Rücksicht auf seine Frau. Kam es ausnahmsweise

einmal vor, daß er ein Gläschen zu viel hatte, so weinte der kräftige Bauer wie ein Kind und klagte unter den Wirthshausgästen jämmerlich über unaussprechliche Schmerzen, die er aber niemandem näher bezeichnen wollte, und wovon nur wenige Eingeweihte den wahren Namen kannten.

Zuerst nach dem Tode seiner Frau und dann nochmals kurz nach Kobes Tode war das viel schlimmer geworden. Heißer und reichlicher wurden seine Thränen, lauter und deutlicher seine Klagen; und fanden sich bei solchen Gelegenheiten etwa Verlobte in Rifs Gesellschaft, so unterließ er nicht, sie zu beschwören, wenn sie ihr eigenes Glück liebten, niemals eine erste innige Liebe aufzugeben. Daß Spottvögel den angeheiterten Witwer unter solchen Umständen oftmal aufzogen, das brauchen wir nicht zu sagen. Man sprach ihm von Kobes Witwe als von einer kostbaren Eroberung. Man machte ihm den Mund wässerig durch den Gedanken, daß eine Heirat zwischen ihm und ihr noch jetzt nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte. Ob er, Rif, nicht noch so frisch wie mancher Jüngling von dreißig Jahren wäre? Und ob Marie selbst nicht ein sehr appetitlicher Bissen geblieben wäre? Ob sie beide nicht frei und kinderlos wären? Marie könnte ja bei ihm ihren Einzug halten, und wer weiß, was noch weiter passieren würde.

So spotteten die unbarmherzigen Bauern. Rif ließ sich wenig dadurch stören. Achselzuckend trank er in aller Gemächlichkeit seine Flasche aus, warf einige Geldstücke auf den Tisch und wünschte der Gesellschaft einen „guten Abend“.

In solchen Augenblicken war es, wo wir ihn den Weg nach dem Häuschen der Witwe einschlagen sahen.

War es nun eine Wirkung von Mariens wohlthätigem Einflusse, jedenfalls ist so viel sicher, daß ein jeder in der Person von Peter Rif alsbald eine Veränderung bemerkte. Fortan war er stets ganz nüchtern, wenn er zu dem Hüttchen kam, seine alte Gewohnheit schien er mit einem Male abgelegt zu haben, und kaum noch in ein paar Wirthshäusern wurde er sichtbar, namentlich an Sonn- und Festtagen „vor und nach dem Gottes-

dienst“, sagte man, hiermit andeutend, daß er früher manchmal die dem Gottesdienst vorbehaltene Zeit „von der Messe bis zur Hora“ im Krüge versessen hatte.

So verliefen Wochen und Monate. Der Herbst kam heran, und ganz pünktlich sahen wir jeden Abend den langen, mageren, kränklichen Mann die Schwelle der Hütte betreten. Manchmal reizte dies unsere Neugierde so sehr, daß wir es wagten, in der Dämmerung durch die Fensterscheiben zu sehen. Die rote Glut des Herdes verbreitete ein trauliches Zwielficht in dem Gemache mit seiner niedrigen, rauchgeschwärzten Decke, und Seite an Seite saßen unter dem vorspringenden Mantel des Schornsteins Nik und Marie, Erinnerungen auffrischend aus der lange verflogenen Zeit ihrer ersten Liebe und — wer weiß? die so traurig zerrissenen Bande aufs neue und diesmal für ewig wieder anknüpfend.

Von der wundersamen, zärtlichen und anziehenden Idylle, welche die größte aller Dichterinnen, die Wirklichkeit des Lebens, in dem bescheidenen Häuschen zwischen den beiden gebrechlichen und runzligen Alten webte oder dichtete, hatten wir fröhlichen Buben nicht die geringste Ahnung. Den Jahren aber ist es nicht gelungen, die Bilder der Vergangenheit in dem Gedächtnis eines dieser Kinder zu verwischen. Wohl erblaßten die Züge und Farben ein wenig unter dem Hauche der eiskalten Außenwelt, doch die Glut des Herzens war noch warm genug, um beim Wiedersehen der niedrigen Wohnstätte alles wieder ins Leben zu rufen.

Warum muß ich diese Idylle mit einer Totenklage anstatt mit einem fröhlichen Hochzeitsliede schließen? Warum darf ich den alten Nik nicht vorsühren, die Geliebte seiner Jugend zum Traualtare leitend, während die Dorfjugend Rosen und Laubzweige auf ihren Weg streut und selbst der Himmel seinen hellsten und blauesten Festmantel angethan hat?

Ich hätte euch so gern am Abend vor der glücklichen Hochzeit heimlich in das Gemach einer sechzigjährigen Braut geleitet,

hätte euch zu Zeugen ihrer süßen Schlaflosigkeit gemacht und hätte euch die — diesmal aus stiller Freude geweinten — Thränen von ihren bleichen Wangen trocknen lassen.

Wie gern würde ich ihn geschildert haben, den langen mageren Peken Nik mit seinem gutmütig blickenden grauen Auge, seiner niedrigen Stirn und seinen tiefgefurchten Wangen, stolz und selbstbewußt aufragend neben dem kleinen, in sich zusammengesunkenen, aber noch immer netten, ebenso wie er im Sonntagsstaat einher stolzierenden Frauchen. In der Phantasie sehe ich sie — jeder einen mächtgen Blumenstrauß in der Hand haltend — ihr greises Haupt niederbeugen vor dem Altar in dem Augenblick, wo der Priester, sich erst zu ihr und dann zu ihm wendend, in feierlichem Tone die Frage thut: „Stimmen Sie zu, Henricus zum rechtmäßigen Manne . . . stimmen Sie zu, Marie zur rechtmäßigen Hausfrau zu nehmen?“ Alle Bewohner des Dorfes, reich und arm, alt und jung, drängen sich um das eigenartige Paar, festliches Glockengeläute und Kanonenschüsse erhöhen die Feierlichkeit auf das nachdrücklichste. . .

Doch es sollte ganz und gar anders kommen.

An einem der letzten Abende des Herbstes saß bei ihrem flackernden Öllämpchen die alte Marie, um auf — soll ich sagen ihren Geliebten? zu warten. Es war ein greuliches Wetter. Gegen drei Uhr hatte sich ein kräftiger Wind erhoben, und dieser war gegen sechs Uhr einem anhaltenden Platzregen gewichen, der den breiten Mühlenbach zum Überlaufen brachte, so daß die niedrig gelegenen Arbeiterwohnungen mit Überschwemmung bedroht waren. Jetzt, wo die Glocke der Dorfkirche schon acht geschlagen hatte, war der Sturm noch heftiger als zuvor über dem Dorfe losgebrochen.

Draußen schlugen die Wipfel der Bäume, vom Winde gepeitscht, gegeneinander, schrecklich heulte der Wind wie Stimmen klagender Gespenster in dem breiten Schornsteine, und Thür und Fensterläden wurden wie von erbosten Händen aus ihren Angeln gerissen.

Es war nun acht und wurde bald neun Uhr. Noch immer

wedte kein Pochen die alte Frau aus ihrem trüben Sinnen. Nun wird er nicht mehr kommen. So ist es ihr auch am liebsten. In einem so schrecklichen Sturme sich auf den Weg zu machen, in seinen Jahren, schon der bloße Gedanke hatte ihr einen Schreck in die Glieder gejagt. Und doch war zu Beginn des langen, traurigen Abends etwas gewesen, was in ihrem Geiste mehrmals die Möglichkeit von Niks Kommen hatte aufsteigen lassen. Jeden Augenblick war es ihr gewesen, als ob er an die Thür pochen müßte. Zitternd wie jemand, der etwas erwartet, was kommen wird und muß, war sie aufgeblieben.

Endlich — gegen elf Uhr — hatte sich der Sturm gelegt. Der Wind heulte nicht länger, er blies nur noch wie klagend durch die Zweige der Kastaniebäume. Getrost und ruhiger, daß sich Nik nun offensichtlich nicht herausgewagt hatte, legte die alte Frau sich zu Bett.

Am andern Tage war kaum die Morgenschule zu Ende, als ein Ruf von Mund zu Munde ging: „Es ist jemand ertrunken! Er liegt dort hinten im Baumgarten! Gehn wir, um ihn anzusehn!“

Wer hatte die Neuigkeit unter die laut lärmenden Schulfinder gebracht, in deren Ohren sie wie eine Art Triumphlied erklang?

Wir stürmten alle nach der angegebenen Stelle und kamen gerade noch rechtzeitig genug, um die Leiche auf einer von vier starken Bauern getragenen Bahre fortschaffen zu sehen. Der Feldhüter und zehn oder zwölf Neugierige umringten den Toten. Ich drang bis dicht vor die Bahre und stieß einen Schrei der Überraschung und des Schreckens aus. Ich hatte ihn erkannt.

Niemals werde ich den Anblick vergessen. In seiner linken Hand, die krampfhaft geschlossen war, hielt der alte Mann noch seine schwarze, durchgerauchte Pfeife. Unter dem linken Auge war eine tiefe Wunde sichtbar. Das Fleisch von Wange und Hand war vom Wasser durchweicht und zeigte eine fahle, grauenerregende Farbe.

Armer Pefen Rif!

Ja, er hatte dem Sturme trozen wollen. Hatte ihn der Gedanke erfüllt, seine alte Freundin an diesem schrecklichen Abend durch seine Gegenwart zu trösten? Der Weg führte über den breiten Mühlenbach, und die Nacht war pechschwarz. Der alte gebrechliche Mann hatte vergebens nach dem hölzernen Stege gesucht. Als er nur noch vierzehn Schritte vom Ziele seiner Wanderung entfernt war, hatte ihn der Tod überrascht.

Als man ihn entdeckte, steckte er, mit dem Kopfe voran, in dem morastigen Schlamme des Baches. Sein rechter, unter ihn gebogener Arm war gebrochen.

---

## Verklärt.

So spannt denn heut bereits zum zehnten Male  
Die Sommernacht ob weiter Welt die Flügel,  
Seit Vermus — Herr, erbarm' dich seiner Seele! —  
Dort hinten an der morschen Kirchhofsmauer  
In Gras und Tau den letzten Schlummer schläft.

Ein Juniabend war's, die Lüfte spielten  
Mit sanftem Hauch im Laub des Apfelbaumes,  
Im Käfig in der Küche sang der Zeisig  
Sein letztes Lied der müden Sonne nach:  
Da ging er heim, gelassen, friedlich, sanft,  
Wie einer, der die Augen schließt zum Schlummer  
Und lächelnd schon des andern Morgens denkt,  
Der ihn zu rein'rem Licht erwecken soll.  
Der letzte Klang der Abendglocke trug  
Auf eh'rnem Fittich seinen letzten Seufzer  
Ins Blau empor; und als drei Tage später  
In langem düstren Zug des Dorfes Burschen  
Des Kameraden frischgeschlossnes Grab  
Mit Blumen deckten, sieh: da fiel am Abend  
Ein mächt'ger Regenguß, der auf dem Hügel  
Die Kränze weck schuf, doch viel hundert Blumen  
Mit frischem Raß den duft'gen Kelch erschloß.

Nun war auch heim das Grabgeleit'.

Das Zimmer,

Wo eben noch nach christlich alter Sitte  
Die Blutsverwandten, Nachbarn, Freunde und  
Die Träger, die des Armen Sarg getragen,  
Ein reiches Mahl sich trefflich munden ließen  
Und manchmal nur den Fluß der Rede hemmten  
Und zu des Toten Seelenheil half schläfrig

Mit rotem Kopf und näselnd dumpfer Stimme  
 Den Rosenkranz abbeteten — wie tot,  
 Wie leer und endlos einsam ist es jetzt.  
 Um Stuhl und Tisch und Speiseschrank macht einzig  
 — Der Schmerz und Leid stets teilt — ein Gast die Kunde,  
 Ein Gast: die Stille. Lautlos hüllt sie alles,  
 Was einst der Tote kannte oder liebte,  
 In wundersame Schleier, und indessen  
 Weit hinten auf den Pfaden, die vom Dorfe  
 Zu andern Dörfern führen, Wagen, Chaisen  
 Und Kutschen rasch fortrollend durch den Sand  
 Die satten Leichengäste heimwärts tragen,  
 Legt dieser Gast, der einzige, der blieb  
 Und Schmerz und Leid stets teilt, den strengen Finger  
 Auf jeden Mund und flüstert: „Schweigen! Schweigen!“

Und schweigend saßen in der kleinen Küche,  
 Die viel zu groß jetzt, da er nie wird kehren,  
 Drei todestraur'ge Menschen.

Bei dem Vater,

Die Rechte ihm mit ihrer Rechten pressend,  
 Sitzt, bleich wie Wachs, die Mutter, mit der Linken  
 Die Kugeln ihres Rosenkranzes zählend.  
 Die Fliegen summen leis; die Fensterläden,  
 Wo durch die runde, ausgeschnittne Öffnung  
 Des Tages letzter Schein ins Zimmer fällt,  
 Sie sind geschlossen schon. Doch tanzt im Innern  
 Kein Lampenschein an düstern Wänden hin.  
 Der Zeisig — nah' der Kuckucksuhr — im Käfig  
 Rührt, feind der Akung, Schnabel nicht noch Feder,  
 Und draußen springt bei jedem Straßenlärm  
 Der Hund aus seinem Haus, die Ketten schüttelnd,  
 Und heult und stampft, im Wahn: es kommt der Herr!  
 Und manchmal — hör'! — wenn eine Weinlaubranke,  
 Wie sie am Lattenwerk ums Fenster grünen,  
 Bewegt von kühler Lüfte Hauch, mit Rascheln  
 Hinstreift am grünen Laden, wenn sich plötzlich  
 In Schrank und Tisch ein Ton vernehmen läßt,  
 Ein Würmchen tickt und eine Fuge kracht,  
 Dann fahren unfreiwillig von den Stühlen

Die Tiefbetäubten, und noch tiefer sinken  
Die Häupter bleich auf ihre Brust hernieder.

Im Winkel still — zunächst der Thür des Schrankes —  
Des alten Wächters Pflegekind, sitzt Jepha,  
Mit Schluchzen kämpfend, das, der Brust entsteigend,  
Sie zu ersticken droht.

Doch wenn bisweilen  
Des Vaters dumpfes Stöhnen sie vernimmt,  
Der Mutter schmerzlich tiefe Seufzer hört  
Und denkt an ihn, der all ihr Glück gewesen,  
Dann schlägt sie eilig, gleich als ob die Alten  
Im Dunkeln auch sie könnten sehn, die Schürze  
Bors Angesicht, und eine salz'ge Flut  
Von Thränen nezt ihr ungehemmt die Wange.

Nun deckt die Alten Schlaf.

In ihrer Kammer,  
In der ein Lämpchen trübes Licht verbreitet,  
Sitzt Jepha nah' dem Bett und hebt ihr Auge  
— Wie willenlos — zum Bild empor des Toten,  
Das ihr zu Häupten hängt.

O süßer Schlummer,  
Der du den herbsten Schmerz in Ruhe wiegst,  
Ihr Auge schließe, bis der Morgen graut!

Doch nein, kein Schlaf naht ihr, in deren Innern,  
Dem wilden Heere gleich, Erinnerungen  
Aufdämmern, ungezählt, und ihre Bilder  
— Ob trüb, ob hell, ob schrecklich oder lieblich —  
Ins Herz ihr zeichnen.

Kind ist sie aufs neue!  
Fern an des Nachbardorfes ödem Ende,  
Dem Kreuzberg nah', hebt sich ein dürst'ges Häuschen.  
Auf einem Brett dort, einer Schütte Strohs,  
Bei Kerzenlicht liegt aufgebahrt ein Mann.  
Der Mann, daß er sie liebte, daß sie selber  
Ihn Vater nannte, mehr behielt sie nicht.  
Sie war so jung.

Da nahte eine Frau sich,  
Die laut aufkreischend „Bruder, Bruder!“ rief

Und an der Leiche stumm zusammensank.  
 Drauf nahm das Kind sie bei der Hand und führt' es  
 Mit süßen Worten zu der Leiche hin  
 Und hieß die Stirn es küssen des, der schlief,  
 Um nie mehr aufzustehn. Drauf wusch sie ihr  
 Die feuchte Wang' und trug sie auf den Armen  
 Fern nach dem großen Gut, vor dessen Thüre  
 Ein Knabe spielte, einen Pferch sich bauend.

Dort setzte sie das Kind zur Erde nieder  
 Und rief: „Hier kommt ein Schwesterchen dir, Vermus!  
 Komm, gib ein Küßchen ihm und hab' es lieb!“  
 Und hab' es lieb!

Er hatte sie geliebt.

Und sie ward Jungfrau.

O wie oft des Morgens  
 Auf ferner Trift, wohin in Dunst und Nebel  
 Sie trieb die Kühle, taubenetzt den Fuß,  
 Erharret' er sie beim wohligen warmen Feuer,  
 Das er, längst eh' sie angelangt, am Raine  
 Entfacht, auf daß sie froh sich konnte wärmen.

Er liebte sie!

Wie manches Mal am Abend  
 Des Sonntags, wenn schon längst die Alten schliefen,  
 Die ihn im Wirtshaus wähten, hatt' er nicht  
 Den lauten Lärm des jungen Volks gemieden,  
 Um abermals sie anzuschauen, die er doch  
 Den ganzen Tag anschaute! Wie bescheiden  
 Fiel, kaum das Holz berührend, auf das Fenster  
 Die kräft'ge Hand! Dann stand sie auf gar eilig,  
 Und während an des Hauses andre Seite  
 Der Hund, des Bellens müd', ins Hüttchen kroch,  
 Ging sanftes Flüstern nächtlich lange Stunden  
 Von Mund zu Mund.

Jungfrau war sie. Und er? Wie war er hurtig  
 Und rasch, gewandt und schlank! Wenn auf der Kirmeß  
 Mit ihr zum Tanz er trat ins Spielmannszelt,  
 Dann zog er oft in übermüt'ger Regung

— Mit einer Hand den Deckenbalken fassend —  
 Sich rasch empor und — schneller als das Rad  
 Von einem Wagen — zwanzigmal im Ru,  
 Steif wie ein Zaunpfahl, dreht' er sich rundum,  
 Indes sie selbst kaum aufzuschauen wagte.

Wie war er stark! Von all der Werfergilbe  
 Warf keiner je den glatten, schweren Ball  
 Mit so viel Kraft wie er; wie sicher auch,  
 Geschnitzt aus Eich' und Nußbaumholz, die Vögel  
 Auf hoher Stange stolz zum Himmel ragten,  
 Er traf sie all! Die Brust nach vorn gebeugt,  
 Den linken Fuß vorausgesetzt, so maß er  
 Mit Habichtsaugen sicher die Entfernung,  
 Beseuchtete dann mit der linken Hand  
 Den glatten Ball! Ein Wurf! und in der Mitte  
 Geborsten, flog der Vogel in die Luft.

Wie war er schön! Kein Mädchen, das des Sonntags,  
 Wenn vor dem Evangelium bei der Messe  
 Er ragend aufstand, im Gebet nicht stockte  
 Und heimlich unterm seidnen Tuche schielend  
 Ihn mit den Blicken nicht verschlang — —

Und doch!

Wer hätt's gedacht bei so viel Kraft und Frische?  
 Im zwanzigjäh'gen Jünglingsherzen barg sich  
 Der Keim der Krankheit, die nicht Gnade kennt;  
 Auszehrung heißt sie —

Sieh! ihr dünkt: da liegt er,  
 Bleich, abgezehrt, ein lebendes Gerippe,  
 Aufß neu' vor ihr wie abends vor dem Tode,  
 Die Brust beklemmt, die Hände schrecklich ringend,  
 Und starr das Auge auf sie selber richtend.

Da hatt' er matt, die Finger kaum bewegend,  
 Sie zu sich hergewinkt, und lang', sehr lange  
 — Indes der Vater noch in Stall und Scheuer  
 Sich mühte und die Mutter in der Küche —  
 Hatt' er mit mattem Ton . . . .

Da schrickt das Mädchen  
 Vom Traum empor; an Fenster oder Thüre  
 — Nicht deutlich ist ihr's — klang zu dreien Malen  
 Etwas wir sacht's Klopfen einer Hand.

Wär' es der Dhm? Wär' krank wohl gar die Ruhme?  
 Ob sie etwas gehört?

Und gleich wie einer,  
 Der zögernd nur vollbringt, was er beschloß,  
 Macht sie die Thüre auf.

Der Gang liegt still  
 Und rabenschwarz; kein Klang, kein Fußtritt, nichts!

Vorsichtig schließt sie, ohne daß sie knirscht  
 Und knarrt, die Kammerthür, und auf den Stuhl  
 Zäh niedersinkend, schweift sie neu in Träumen  
 Auf Geisterschwingen der Erinnerung.

Mit mattem Ton, als wie nach Worten suchend,  
 Hatt' eine Gunst der Sterbende erfleht.  
 Nur ihr allein vertraut' er sich; sein Ende,  
 Mit raschen Schritten, raschen, als die Liebe  
 Zu denken wagte, naht' es sich; den Eltern  
 Enthüllt' er sich nicht gern; denn, alt und schwach,  
 Ertragen hätten kaum sie's; aber ihr,  
 Der Starken, die er liebte über alles,  
 Ihr konnt' er's nicht verschweigen. Ja, bevor er  
 Den letzten Seufzer that, wollt' er vom Herzen  
 Die Last abwälzen. Schön, ach, war das Leben  
 Und teuer ihm, zumeist um ihretwillen,  
 Um seiner Jephtha willen. — Als er nun  
 Vor einem Mond nach kurzer Besserung  
 Auf's neu' sich legt' und nichts . . .

Zum zweiten Male  
 Fährt sie empor aus ihrem Traum; nein, diesmal  
 War's Irrtum nicht.

: Am Fenster — deutlich hatte  
 Vernommen sie's — erklang ein leises Klopfen,  
 Ganz ebenso, wie er zu klopfen pflegte,  
 Raum hörbar, leis und langsam . . .

Soll sie öffnen,  
 Hinauswärts schaun und, Mut sich fassend, fragen,

Wer klopft, mag darnach kommen, was da will?  
Soll sie noch warten?

Warum pocht und hämmert  
Ihr Herz so raschen Schlags, als stände draußen  
— Zwei Schritte nur von ihr — ein Freund, ein Bruder?

Sollt' er es sein?

Doch könnt' er's sein, so wär' es  
Sein Geist nur, der umirrend Hilfe sucht.  
Las sie nicht oft schon in gelehrten Büchern  
Von Geistern, die zur Erde wiederkehrten,  
Um ihren Lieben . . .

Zitternd stand sie da  
Und sah sich um, schier ratlos, und vergebens  
Auf Hilfe wartend, die nicht kommen wollte.

Dann sank sie hin, die beiden Arme kreuzend,  
Die Augen demutsvoll zu Boden richtend,  
Und wollte beten.

Doch vergebens! Beten!  
Sie kann nicht beten. Als ob Geisterfinger  
Mit sanfter Allmacht ihre Wimpern lenken,  
Fällt stets aufs neu' ihr Blick aufs teure Bild  
Des Toten an der Wand.

Und wunderbar!  
Als ob ein Zaubrer mit den feinsten Farben  
Das liebe Antlitz umgewandelt hätte,  
Das ist das Bild von ihrem Vermus nicht,  
So wie er frisch und blühend nach der Kirmes  
Sie heim einst führte, nein, das Bild des Kranken,  
Das Bild des Sterbenden, dem selber sie  
Die Augen zgedrückt.

Und horch! Da klingen,  
Unhörbar fast, ganz wie sein Mund sie sprach,  
Ihr seine Worte durch den Sinn:

„Da that ich  
Gott ein Gelübde. Wenn gesund ich würde,  
Wollt' ich mit bloßen Füßen Freitags früh  
Nach Asche eine Wallfahrt thun, zur Ehre  
Des Kreuzes unsers Herrn. Doch wenn mir Armen  
Genesung nicht beschieden, dann, o dann

An meiner Statt soll Jepha . . .“

Sieh! Da springt sie  
Empor, von innrem Lichte rasch erleuchtet,  
Und eilt ans Fenster.

Und — o Graus — aufs neue  
— Zum drittenmal bereits — hebt an das Klopfen  
Am Fenster. — Nein, kein Zaudern gilt nun mehr!  
Vom Kopf bis zu den Füßen kalt wie Eis,  
An allen Gliedern fiebernd, schiebt sie zitternd,  
Doch fester Hand den Fensterriegel auf  
Und ruft mit aller Kraft, daß es — vom Echo  
Kings wiederholt — die stille Nacht durchhallt,  
Ein schallend lautes „Ja!“

Dann blickt sie kühner,  
Als niemand Antwort gibt, durchs offne Fenster.

Still lag der Hof. Ein sanftes Lüftchen spielte  
Im Laub des Weinstocks unterm Ziegeldache,  
Und herrlich zog der volle Mond — ein Schwan,  
Der, schwelgend im Genuß der kühlen Feuchte,  
In süßem Traum auf glattem Weiher schwimmt —  
Durchs reine Himmelsblau.

Im Gärtchen dort  
Aus tiefem Buschwerk ließ die Nachtigall  
Ihr Lied ertönen, bang' und schmerzenreich.  
Fernab schlug ein's die Uhr vom Klosterturme.

Am nächsten Morgen, eh' der Hahn noch krächte,  
Trat Jepha an das Bett des greisen Paars.  
Sanft weckte sie den Alten aus dem Schlafe,  
Sprach still und lang, bat ihn um seinen Segen  
Und schritt vor Tau und Tag mit bloßen Füßen  
Mit ihrem Rosenkranz entlang die Straße,  
Die sie alsbald zum nahen Asche brachte.

Hell strahlt der Tag; anhebt die achte Stunde.

Kennt ihr die Jungfrau, die im Sonntagsschmucke,  
Schnell wie ein Reh, den schmalen Weg verfolgt,  
Der wie ein Band sich durch die Wiesen schlängelt?

Du, blüh'nder Rain, kennst du die Maid nicht mehr?  
 Du, graue Weide, die den Bach beschattet,  
 Du, schlanke Pappel, die zum Himmel strebt,  
 Maßliebchen, roter Mohn und Butterblumen,  
 Die buntgeschmückt aus hohem Gras ihr ragt,  
 Kennt ihr sie nicht, die Kränze aus euch flocht  
 Und ruht' in eurem Schatten?

O, ein Zauber,  
 Geheimnisvoll und überirdisch, birgt sich  
 Im Sommermorgen. Himmlisch rein und klar  
 Auf seidnen Schwingen, die vom Tau noch feucht,  
 Ziehn Lüfte rings im Rund; das Bächlein rieselt,  
 Wie Glas so hell, im grünen Bett dahin,  
 In Baum und Busch erwacht der Vögel Sang,  
 Und wolkenlos wölbt drüber sich der Aether.

Ist das ein Schmerzensschrei, ein Jubelruf,  
 Den jetzt die Jungfrau, ihre Hände faltend,  
 Mit starrem Aug' ausstößt?

Sieh! zwanzig Schritte  
 Von ihr entfernt, beim alten Weidenbaume,  
 Da wandelt, angethan mit weißem Kleide,  
 Ein Menschenbild.

O wohl, er ist's, er ist's!  
 Wie schön er ist! So müssen Engel außsehn.  
 Sein Angesicht ist lautre, lautre Sonne,  
 Und heller leuchtet Wang' und Hand und Fuß  
 Als Alabaster, rosig strahlt sein Mund,  
 Und gleich wie heller Nebel, lichterfüllter,  
 Der leis der Dinge Umriß nur verschleiert,  
 Die Farbe jänsfirt und doch nichts verbirgt,  
 So — wie Kristall durchsichtig — ist sein Leib,  
 Unkörperlich, doch sichtbar; nicht zu fassen  
 Und doch gestaltet; wirklich und doch leer;  
 So licht wie Luft und lustig wie das Licht.  
 Jetzt scheint er sie zu sehn, aus seinen Augen  
 Strahlt überird'sche Güte, und indessen  
 Unsagbar warm ums feine Lippenpaar  
 Ein mildes Lächeln zittert, schwebt er langsam  
 Die Wiese hin und weicht und weicht und schwindet,  
 Bis daß sein Leib (der Seifenblase gleich,

Die, leicht vom Frühlingswind dahingetragen,  
 Des Regenbogens sieben Farben trägt,  
 Und, plötzlich berstend, in ein Nichts zerrinnt)  
 Sich spurlos auflöst in die Luft, die leere.

Doch sieh! Auf goldner Schwing' ein Falter flattert,  
 Leicht wie ein Seufzer, wo er schwand, empor,  
 Schwebt, langsam steigend, um die Maid, die stumme,  
 In weitem Kreis und fliegt dann unaufhaltsam,  
 Stets höher, höher ihrem Blick entschwindend,  
 Ins Blau empor, das hell in Blut erstrahlt.

---

Gleichwie aus süßem, ach zu kurzem Traume  
 Erwachte Jepha jetzt. Ein tiefer Seufzer  
 Erleichterte die Brust, und in der Seele  
 Des Trostes und der Himmelsluft Gefühl  
 (Wie es die Mutter fühlt, die aus den Händen  
 Des Henkers ihren einz'gen Sohn errettet,  
 Die Braut, die aus der düstern Marterhöhle  
 Den freigesprochenen Bräut'gam heimwärts führt).  
 Schlag sie den Weg ein, der zum Gute führte,  
 Und fiel all dort mit heißen Freudenthränen  
 Den beiden Alten jauchzend um den Hals.

---

## Melchior I und Melchior II.

Eine Weihnachtsnovelle.

Etwa zehn Schritte von Bartel de Bolders alter Windmühle steht, halb verborgen hinter fünf oder sechs Weiden, ein niedliches Bauernhäuschen.

Hell wie das Wasser des Bachs blitzen die Fensterscheiben, hinter denen die feingefalteten Gardinen hängen. Grüne Weinlaubranken umwinden im Sommer Thür und Fenster, und in der Mitte des gelben Strohdaches prangt der Taubenschlag, unter dem die zahmen Tauben, zwei sehr schöne Paare von Pfauenschwänzen, auf den mit Moos bewachsenen Dachziegeln herumtrippeln und fliegen.

Jetzt aber ist es Winter, und die Tauben zeigen sich nur selten auf dem Dach außerhalb ihres warmen Heims. Blätterlos trauert der alte Weinstock, und lange Eiszapfen glitzern an seinen dünnen Zweigen. Tausend fremdartige Blumen schimmern im roten Widerschein des Herdfeuers auf den Fensterscheiben. Denn schon dämmert, immer dichter und schwärzer, der frühe Dezemberabend über dem Dorfe.

Horch! Da beginnen die Glocken zu läuten, feierlich und langsam, mit erhebendem Klange und voll wunderbarer Melodie. Und es ist, als ob im abendlichen Halbdunkel die Weiden da draußen ehrerbietig lauschten auf die Sprache jener bronzenen Stimmen; so still hängen ihre Zweige, so leise flüstert der kalte Wind in ihren mit Schnee bedeckten Kronen.

Mir war es, als wären alle die schlichten Menschen, die da im Dämmerchein den glatten, beeisten Kirchweg hinaufstiegen, nicht die Bewohner des unbedeutenden Dorfes, sondern die eilende Schar der Hirten von Bethlehem und der glänzende Zug der Könige, die, geleitet von dem wunderbaren Sterne,

herannahen, um sich in den Staub zu beugen in dem Stalle, wo das Kind uns geboren ward.

Über dem bescheidenen Dorfe hallt noch immer das Geläute fort.

O ihr Glocken, wie rührt mich eure Stimme! Auch für den Ungläubigen seid ihr gleichsam der letzte Widerhall des Jubelliedes der Engel über dem niedrigen Städtchen von Bethlehem. Mich dünkt, deutlich vernehm' ich das erhabene Wort: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden allen, die reinen Herzens sind!“

O ihr Glocken, die ihr das Christfest verkündigt, wie klingt ihr so wunderbar!

Wurde dieses Wort auch verstanden von dem alten Melsen, der in diesem Augenblicke hinter dem halbgefrorenen Fenster nach dem Geläute der Glocken hinhorchte?

Wer ist der alte Melsen, und warum blickt er so seltsam nach der Windmühle, die dort ihre langen Arme zum Himmel hebt wie jemand, der in glücklicher Stimmung einen lange entbehrten Freund ans Herz schließen will?

Ja, das ist eine ganz besondere Geschichte.

Wenn jemals ein ehrliches Bauernherz unter einem blauen Kittel geschlagen hatte, so war es Melsens Herz. Durch Arbeit und Mühe, die er von seinem Vater gelernt hatte, war es ihm gelungen, ein schönes Vermögen zusammen zu bringen. Er war nicht wenig stolz darauf, des Sonntags, wenn es grade paßte, im Wirthshaus erzählen zu können, daß er, als er seine liebe Kato heiratete, kein Stückchen Land von dem Werte eines roten Pfennigs besessen habe, jetzt aber der einzige Besitzer eines hübschen Bauernhauses, dreier Kühe und eines Gutes von fünf Hektaren Land sei. „Alles ehrlich gewonnen“, fügte er stets hinzu, „und niemand vermöchte auch nur einen Cent davon abzudingen.“

Zwei Kinder, Mädchen wie Milch und Blut, rasch zu den schönsten, heiratsfähigen Mädchen des Dorfes aufgewachsen, waren seiner Ehe entsprossen; und daß er sich etwas zu gute

that auf das prächtige Paar, davon zeugte zur Genüge der edle Vaterstolz, mit dem er sie jeden Sonntag, abwechselnd mit seiner Frau, zur Messe und zum Gottesdienst begleitete oder, um der Wahrheit keinen Abbruch zu thun, jahrelang begleitet hatte.

Ja, dann war eine Zeit gekommen, nach welcher die Kinder nicht länger mehr mit den Eltern zusammen blieben. Die älteste, Thea, war die Braut eines Müllersohns geworden, und seit jenem Tage — jetzt vor mehr als drei Jahren — war Melsen . . . .

Ja, das war der einzige schwarze Punkt auf den sonst so reinen und glatten Seiten seines Lebensbuches. Seitdem konnte er niemals vom Heiraten sprechen hören, ohne widerborstig, düster, ja zornig zu werden, brach die Unterhaltung mit einem spitzen Worte ab oder stand erregt von seinem Stuhle auf und verließ grimmig die Gesellschaft.

Thea hatte nicht mit seiner vollen Zustimmung geheiratet, der Mann ihrer Wahl konnte ihm nicht gefallen. Nicht daß er sie hätte verhindern wollen, den schlanken Müllersohn zu lieben und seine Braut zu werden. „Ich will nicht, daß mein Kind unglücklich wird um meinetwillen“, so hatte er gesagt, und das Wort hatte er nachdrücklich betont. „Doch eins steht fest: niemals werde ich den Bartel ansehen als meinen Sohn, niemals werde ich einen Fuß über die Schwelle seiner Wohnung setzen.“

Niemals?

Und warum?

Als Melsen eben erst sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte und seine Haare noch vollauf blond waren, da gab es in allen benachbarten Dörfern keinen klügeren Burschen als ihn. Keiner war, der mit mehr Kunst und Verstand den edlen Bogen zu handhaben wußte, kein besserer Schütze war in ganz Brabant zu finden. „Die hölzernen Vögel mögen so hoch aufgewunden sein, wie sie wollen“, versicherte er, „ich werde sie doch herunterholen!“ Und kein Wunder: sein Bogen, den er

allein spannen konnte, wog sechzig Pfund „alten Gewichts“. Dazu besaß er einen Blick, so scharf, daß er auf fünfzig Meter Abstand ein Kreuzchen, noch keine zwei Zentimeter groß, getroffen haben würde.

Schon früh war Melsen König der Sebastiansgilde geworden. Ja, einmal mit dem silbernen Orden vom goldenen Blicke — dem Zeichen dieses hohen Amtes — bekleidet, war und blieb er im Besitz dieser beneidenswerten Würde.

Wer doch hätte ihm diesen Ehrentitel zu bestreiten gewagt? So vergingen Jahre. Kato, die Tochter des Stellmachers, entdeckte in dem König der Gilde einen schmucken Burschen und er seinerseits in ihr eine niedliche und muntere Jungfrau. Das lief naturgemäß auf eine Heirat hinaus, und um die Hochzeit auch durch die Glieder der St. Sebastiansgilde auf würdige Art feiern zu lassen, wurde absichtlich auf den zweiten Tag des Hochzeitsfestes das große alljährliche Königsschießen angesetzt. Melsen lud im Gildehof seine Schützengenossen zu einer delikatlen Bowle und süßen Waffeln ein; Musikanten waren bestellt und ein Tanzsaal hergerichtet.

„Davon sollen sie lange sprechen, Kato“, hatte Melsen zu seiner Braut gesagt. „Solch ein Fest ist noch nie auf unserm Dorfe gefeiert worden. Ich sehe dich schon sitzen, strahlend wie eine Prinzessin, unter all den Eingeladenen, während ich selbst, stolz wie ein Kaiser, den Bogen spanne und auf den höchsten der Vögel ziele.“

„Wie viele Male bist du nun schon König gewesen?“ hatte seine Braut gefragt.

„Laß sehn: es war gerade das Jahr der Revolution, als ich meinen ersten Königsschuß that, also im Jahre 48, und wir schreiben jetzt 56. Himmel, ist das schon das achte Mal? Also werde ich“ — und hier hatte Melsen sein Haupt mit Stolz in die Höhe gerichtet und die Hand auf die Brust gelegt — „also werde ich am zweiten Tage unseres Hochzeitsfestes zum neunten Male das goldene Blicke erobern. Das wird eine schöne Erinnerung sein, die wir später unseren Kindern erzählen können.“

Und Kato hatte Melsen geküßt, strahlend vor Stolz und Befriedigung.

Es war ein bezauberndes Juniwetter. Eine herrliche Sonne beschien die mit grünen Tannenbäumen und Triumphbögen verzierte Straße. Dort auf der Wiese ragten die leuchtenden Bögel auf der hohen, dünnen Stange; und der Königsvogel, geziert mit einer prächtigen Feder, schien sagen zu wollen: „Na, Leute, paßt nur ordentlich auf! Ich bin hier der Hauptkerl, den ihr herunterholen müßt; gebt aber acht: nur für einen Schützen wie Melsen verlass' ich die Stange!“

Um drei Uhr nachmittags soll das Fest seinen Anfang nehmen. Am Gemeindehause werden die Mitglieder der Gilde die Neuverwählten erwarten, um sich im feierlichen Zuge am Kirchhof vorbei nach der Wiese zu begeben.

Schon haben sich etliche Straßenzungen auf der Kirchhofsmauer postiert, noch ein paar Augenblicke, und der Zug wird erscheinen.

„Katapan, ratapan!“ So wirbelt die Trommel mit einem Male, und „piff! paff! puff!“ knallen drei Schüsse zugleich über das Dorf hin.

„Bravo!“ rufen die Jungen dem Feldhüter zu, der nun zum zweiten Male seine Flinte lädt, und mit den Worten: „Da sind sie! Da sind sie!“ stürmen alle dem Zuge entgegen.

Den Vortritt hat die Gilde: erst die Mitglieder derselben, in Rot gekleidet, mit einer wehenden Feder auf dem hohen Filzhut, den Köcher auf der Schulter und den Bogen in der Rechten; dann der neuverwählte König der Gesellschaft und sein Bräutchen, gefolgt von allen Festgenossen; endlich fünf Musikanten, eine Tuba, eine Trompete, eine Flöte, eine Klarinette und eine Trommel, die sämtlich so laut und so falsch spielen, als ob es eine Wette gölte.

Nun hat das Schießen begonnen. Der Feldhüter ruft mit majestätischer Stimme die Namen auf, jeder tritt heran bis

unter die hohe Stange, und — sifft! — schnellst die schwirrende Sehne zurück, und der Pfeil saust schnurrend und pfeisend durch die Luft. Vier, fünf der tüchtigsten Schützen haben jeder schon einmal geschossen, und noch sitzt der stolze Königsvogel so fest und blickt in die Runde, als wiederholte er seinen Spruch: „Nur eine Schütze wie Melsen kann mich herunterholen!“

Es ist, als ob die Schützen und die zahlreichen Zuschauer ganz ebenso dächten.

„Umsonst geschossen!“ sagte eine alte Frau zu ihrem Nachbar, „Melsen allein ist König, und er wird auch König bleiben!“

Und die Straßenjungen, die jüngst den hölzernen Vogel auf die Stange haben aufziehen sehen, flüstern einander zu: „Der sitzt dort verdammt fest! Den kann Melsen allein herunterholen!“

„Melchior Halens!“ ruft der Feldhüter.

Allgemeine Stille. Der König schießt.

Melsen tritt langsam an die Stange heran, spannt seinen Bogen, daß das Holz kracht, neigt sich langsam und umsichtig ein wenig nach der linken Seite hin vornüber und zielt.

Hörbar pocht das Herz seiner Braut. Alle, die Schützen und die Eingeladenen, blicken neugierig in die Höhe.

„Nun werdet ihr ihn stürzen sehn!“ lacht ein kecker Straßenjunge.

Sifft! Da fährt die Sehne aus den stählernen Händen, die sie drückten, und — pang! — der Schuß trifft den Königsvogel mit solcher Macht, daß die eiserne Zwinge lange Zeit zittert und der Pfeil schnell wie der Blitz zum Boden zurückkehrt.

Ein Schrei der Verwunderung, ja des Mißvergnügens ertönt aus der Mitte der Umstehenden.

„So gut gezielt und doch nicht herunter!“ seufzte einer der Eingeladenen.

„Bah!“ lacht Melsen, „ich habe immer noch Zeit genug, um zehn Königsvögel herunter zu holen. Der wartet doch immer auf niemand anders als auf mich!“

„Kaspar de Bolder!“ ruft der Feldhüter.

„Der beste nach dem König!“ flüstern die Straßenjungen.  
 „Wir werden sehn, was der ausrichten wird“, denken die Schützen.

Ein junger, schmucker Pächterssohn naht sich der Stange, faßt eine Weile den Königsvogel ins Auge und richtet den gespannten Bogen in die Höhe.

Sist! Schnell wie der Blitz schnurrt der Pfeil von der Sehne und trifft den Königsvogel mitten in die Brust.

„Was? ist er herunter?“ ruft ein jeder, „ist der Königsvogel herunter?“

„Wer? Was? Der Königsvogel? Herunter?“ fragt Melsen totenbleich die Umstehenden. Und wie sinnlos fährt er mit der Hand über die Augen und starrt wie einer, der aus einem bösen Traume erwacht, in die Höhe und im Kreise herum.

„O Gott“, seufzt er dumpf, „das ist zu viel!“

Kaspar de Bolder war König der Sebastiansgilde.

„Das war ein Schuß, he?“ sagte ein Schütze, der niemals mehr als einen Seitenspan zu treffen vermochte und gerade deshalb große Befriedigung darüber fühlte, daß Melsen „hin“ war.

„Und das auf den Tag seiner Hochzeit!“ lachte ein anderer neidisch, indem er schein nach dem bestürzten Halses herüberblinzelte.

„Das wird ihn lehren, sich nicht so leicht wieder in den Kopf zu setzen, daß niemand gegen ihn ankommen kann“, spottete ein dritter.

„Wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden“, fügte derjenige, der Küster und Totengräber in einer Person war, mit nicht wenig predigerhafter Miene hinzu. „Ich habe es immer vorhergesagt, daß der de Bolder ein strammer Schütze werden würde.“

„Habt ihr gesehen, wie Melsen aufschaute, als der Königs-

vogel nach unten purtelte?“ begann der erste wieder. „Hei, was er für ein paar Augen machte! Sein Gesicht wurde fast drei Meter lang.“

So ist der Mensch. Gestern, ja noch vor einer Stunde würde kein einziger gewagt haben, ein böswilliges Wort, welches „den König der Gilde“ getroffen hätte, auszusprechen. Doch kochte in manchem Herzen schon seit Monaten Gift und Galle, während noch der unbestreitbare Ruhm des Königs allen den Mund schloß. Nachdem nun aber dieser Ruhm zum ersten Male einen Stoß erlitten hatte, rührte sich um so rascher bei allen „das rote Blatt“, die Zunge.

Unter solchen Gesprächen hatten sich die Schützen in Reihen geschart. De Bolder war mit dem glänzenden goldenen Blied behangen worden, und „Ratapan, ratapan“ dröhnte wieder der Schlag der Trommel. Nun ertönte der Befehl „Marsch!“ und die Gilde zog in Schritt und Tritt, begleitet von dem Jauchzen der Mitbewerber und der Straßenjungen, nach dem Dorfe zurück.

Melsen, seine Braut und die Eingeladenen blieben allein noch zurück. Die liebe Kato begriff nur allzu wohl, wie sehr ein solcher Schlag ihren Geliebten treffen mußte, und umsonst versuchte sie ihn zu trösten und aufzurichten. Zwei dicke Thränen, rasch weggewischt, waren die einzige Antwort des Mannes, und während der Zug der Schützen sich entfernte, warf Melsen einen eifersüchtigen Blick auf den voranziehenden König und murmelte: „Das werde ich niemals vergessen!“

Was in seiner Seele vorging, das kann ich nicht verraten. Das allein ist sicher, daß Melsen seit diesem Unglückstage kein einziges Wort mehr mit dem Müllersohn wechselte, ja ihm selbst keinen „guten Tag“ und keinen „guten Abend“ wünschte.

—

kehren wir zurück zu dem Abend vor Weihnachten.

Kato, die längst das liebe Bräutchen nicht mehr ist wie vor zwanzig Jahren, sitzt nahe dem wärmenden Herdfeuer und beschäftigt sich mit Spinnen, Rösschen, ihre zweite Tochter, geht in der Küche hin und her und bereitet die Abendmahlzeit,

Melsen blickt noch immer durchs Fenster in der Richtung nach de Bolders Mühle.

Da gebietet Kato ihrem Spinnrade plötzlich Halt und tritt sacht zum Vater: „Melsen, es ist morgen Weihnachtstag. Soll Kötschen keine Waffeln backen, gleich wie in anderen Jahren?“

„Dagegen habe ich nichts. Im Gegentheil. Das weist du ja doch.“

„Ja, aber, ich wollte nur fragen, siehst du, ob du damit zufrieden bist, wenn ich unserer Thea vielleicht ein Duzend zum Frühstück schicke.“

„Auf derartige Dinge lasse ich mich nicht ein, hörst du? Mit undankbaren Kindern habe ich nichts zu schaffen. Nicht um ihretwillen — das erkläre ich ausdrücklich — aber um seinetwillen. Ich werde keinen Sohn eines unehrlichen Vaters als meinen Schwiegersohn anerkennen.“

„Zimmer derselbe“, murrte Kato, „wann wirst du doch lernen zu vergeben und zu vergessen? Was kann der gute Junge dafür, daß sein Vater dich ein einziges Mal in seinem Leben durch einen glücklichen Schuß getränkt hat? Melsen, Melsen, wie lange willst du noch Haß hegen, Mensch?“

Ja, das war die Ursache von Melsens Widerwillen und Ungerechtigkeit gegen Theas Ehegenossen: Bartels Vater hatte ihm seinen „Königstitel geraubt“, und das obendrein am zweiten Tage seiner Hochzeit. Die Erinnerung an diese Demütigung hatte ihn stets verfolgt, und niemals hatte er wieder eingewilligt, „mit zu schießen“. Doch litt er keineswegs, daß man seinen Widerwillen gegen de Bolder und seinen Sohn dem Königsschusse beimäß. Er begriff selbst zu gut, wie lächerlich eine solche Eifersucht erscheinen mußte, um so mehr, da niemand von der ganzen Familie de Bolder ihm auch nur einen „Strohalm“ in den Weg gelegt hatte. Und deshalb berief er sich immer auf andere Gründe, um sein Betragen zu rechtfertigen. „Nein, der Schuß von damals war der Mühe nicht wert, böses Blut zu machen“, sagte er; er würde beim zweiten Male den Vogel mit seinem Bolzen selbst losgeschossen haben, und außerdem läge ihm nichts mehr an

der Königswürde. Aber er wäre ein ehrlicher Mann, sagte er, durch und durch ehrlich, ehrlich in tiefster Seele. „Alles, was ich habe“, erklärte er stolz, „hab' ich rechtmäßig erworben und nicht durch den Kauf von Klostergut zur Zeit des Krieges.“ In der That ging das Gerücht, daß Bartels — Großvater sich dieser Sünde, die Rache auf den Raub herunterrief, schuldig gemacht hatte.

„Und daß gerade der Sohn eines solchen Menschen meine Thea mußte an sich zu locken wissen!“ murmelte Melsen oft, wenn er zufällig die Mühle seines Feindes erblickte.

Thea hatte Bartel in der That von Kindesbeinen an gern gesehen, und mochte ihr auch der Vater jedes Spiel mit dem Müllersohn streng verbieten, Bartel wußte doch immer seine kleine Freundin herauszulocken, und sie vermochte es nicht, der Aufforderung zum Ungehorsam zu widerstehen.

Als sie getraut waren — Vater Melsen hatte ihnen von vornherein erklärt, daß sie ihr Hochzeitsfest allein feiern könnten und daß sie ihn nicht an der Tafel sehen würden, weshalb man denn überhaupt von jeder Festlichkeit Abstand genommen hatte — da hatte man gehofft, ein Enkel würde alles wieder gut machen. Vater Melsen würde Pate stehen, und alles würde vergeben und vergessen werden.

Bergebliches Hoffen! Als nach sechs Monaten Mutter Kato ihren Mann einst ausforschen wollte, wie er seinen zukünftigen Enkel taufen lassen wollte, wenn es ein Junge wäre, da hatte ihr der gewesene König der Gilde bissig erwidert: „Bist du denn ganz närrisch? sprich! — Mögen sie mit ihrem Jungen machen, was sie nicht lassen können; aber ich sollte Pate sein? Niemals! Hörst du? Und nun kein Wort mehr darüber! Verstanden?“

Indes kam der Enkel zur Welt, ein gesunder, niedlicher Junge, „wie ich niemals einen gleichen gesehen habe“, sagte Mutter Kato, als sie abends von der Taufe zurückkam. Und sie fügte in vielbedeutendem Tone hinzu: „Es ist ganz seine Mutter: dieselben blauen Augen, dieselben runden Backen mit

Grübchen drin, und zu dem allen die Nase seines Großvaters Melzen. Wahrhaftig, ein Sappermentskerlchen!"

Melzen, der anwesend war, that so, als ob er das letzte nicht hörte, und trommelte gleichgültig einen Marsch auf dem Tische; doch unter dem breiten Schirm seiner Mütze hervor blitzte ein Strahl von Genugthuung in seinem Auge und, ohne es zu wissen, wurde er blutrot bis hinter die Ohren.

Die gute Kato gab ihrem Patenkinde den Namen Melchior.

Und doch: Melzen war in der That nicht so schlimm, wie er selbst wohl meinte. Jedesmal wenn er von dem kleinen Melchior sprechen hörte, merkte er an einer gewissen Weichheit in der linken Hälfte seiner Brust zur Genüge, daß auch er im Grunde seines Herzens nach einer Annäherung verlangte. „Doch ihm entgegenkommen? Nimmermehr!“ sagte dann jedesmal seine Eigenliebe. „Wenn er zuerst käme, vielleicht!“ dachte er, „anders nicht.“

Und inzwischen blieb die Trennung bestehen.

Durfte auch — in seinem Beisein wenigstens — sein Schwiegersohn niemals „über seine Schwelle treten“, so hatte er doch nichts dagegen, daß Thea, wenn sie gerade niemand bei der Hand hatte, um den Kleinen zu warten, das Kind für einige Stunden bei der „Patin“ unterbrachte.

Er gönnte ihm aber weder ein Lächeln noch einen Kuß und benahm sich dem armen Würmchen gegenüber so, als ob es für ihn gar nicht vorhanden wäre.

Mußte es ein paar Minuten in den Schlaf gewiegt werden, so klang es zornig: „Er mag selbst kommen und das besorgen!“ Schrie oder weinte das kleine Wesen, so hieß es: „Warum behält er seinen Schreihals nicht zu Haus?“ Doch — wunderbarer Widerspruch! — nicht so bald befand er sich mit dem Kinde allein, als auch schon die barsche Falte von seinem Gesichte verschwand, und ganz als ob es seine Thea gewesen wäre, die da in den Kissen lag, setzte er seinen Fuß sacht auf die Wiege und schaukelte sie ganz väterlich.

Öffnete der Kleine seine blauen Augen, so lachte der Alte

ihm freundlich zu, nannte ihn „Dickerchen, Puselchen, Flachs-kopf“, gab ihm hundert andere drollige Namen und strich ganz sanft mit seinen mächtigen Händen über die weichen dicken Arme des Schläfers. Doch kaum hörte er einen Schall von nahenden Schritten, so stand auch schon die Wiege still und das Gesicht des Alten nahm eine barsche und strenge Miene an; und geschah es, daß der Kleine, durch eine so plötzliche Veränderung erschreckt, sich erkühnte zu schreien, so klang es unfehlbar durchs Zimmer: „Ihr wißt doch, daß ich ihn nicht wiege! Warum laßt ihr ihn denn hier allein?“

Mitunter ging Melsen noch weiter, dies aber nur, wenn Kato und Köschchen, seine zweite Tochter, nicht auf dem Hofe waren. Dann nahm er den Buben aus der Wiege, nannte ihn den „kleinen Melchior II“, trug ihn vor den Spiegel und: „Wahrhaftig, er hat ganz meine Nase“ — klang es — „ja, ja, du hast die Nase deines Großvaters.“ Und dann zeigte er dem Jungen sein Ebenbild in dem schimmernden Glase, ließ den Kuckuck an der alten Uhr rufen und bedeckte sein blühendes Gesichtchen so buchstäblich mit Küssen und Streicheln, daß der kleine Kerl kaum wußte, wie er sich all dieser ihm etwas lästigen Zärtlichkeit entziehen sollte.

O nein, Melsen war so hartherzig nicht. Mehrmals ließ er vor dem Kleinen mit Hilfe der Finger „Kaninchen an der Wand“ tanzen und vergaß zur großen Ergözung des Bübchens niemals, als Zugabe das Liedchen anzustimmen:

„Ei Schelm, du Feder, kleiner,  
Was machst du im Garten hier?  
Du rupfst dem Vater die Blümchen ab,  
Das ist nicht schön von dir.“

Und ist es nun der Einfluß dieses schelmischen blonden Zauberers, ich vermag es nicht anzugeben: sicher aber ist, daß der Alte sich auch Bartel gegenüber allmählich zu verändern beginnt. Während er diesen früher überall mied, scheint er heute — ja, der Henker mag ihm erklären, wie es kommt, aber es geschieht gegen seinen Willen, ganz gewiß gegen seinen Willen — scheint er heute verurteilt, „diesem Menschen“

überall „gegen den Leib“ zu laufen. Geht er in die Kirche, so kommt ihm Bartel in die Quere. Kehrt er nach Hause zurück, „ganz ebenso“. Geht er nach seinem Acker, Bartel betritt denselben Weg. Und stets wünscht ihm Theas Mann ganz aufrichtig „einen guten Tag, Pächter Melsen!“, ein schlichter und wohlgemeinter Gruß, den Melsen erwidert, indem er sein Haupt nach der anderen Seite wendet.

Ja, der Bartel läuft ihm elendiglich in den Weg, und es langweilt ihn tödlich, „solchem Volk“ aus dem Wege gehen zu sollen. Doch, wenn man ihn genau beobachten wollte, so würde man bemerken, daß der Alte, wenn Bartel kaum einige Schritte vorbei ist, sich umdreht und ihm mit Wohlgefallen nachschaut, ja oft sogar allzu laut denkt: „Ein fixer Pächter! Alles, was recht ist! Ein aufmerksames Auge, das hat er!“ Aber sofort fügt die Stimme seines gekränkten Stolzes hinzu: „Doch werde ich nicht zuerst einen Schritt thun, um ihm entgegenzukommen!“

Und morgen ist nun das Weihnachtsfest.

Horch! Die Glocke hört auf zu läuten, und der Mond zieht glanzreich durch den unbewölkten Himmel.

Es ist Mitternacht, und die feierliche Messe wird abgehalten. In der niedrigen Dorfkirche leuchten festliche Lichter, Hunderte knieen betend vor dem Altar nieder, und mancher Seufzer steigt mit den Weihrauchwolken zum hohen Himmel empor.

Könn't ihr sie verstehn, die wunderbare Sprache der Orgel? Die geheimnisvollen Stimmen, die aus dem Rauschen der hinsterbenden Afforde sprechen?

Sind es die Engel, die über den Tristen von Bethlehem ihr „Gloria in excelsis“ ertönen lassen? Sind es die Hirten, die sich mit ihrer blökenden Herde nach dem armseligen Stalle begeben, um dem neugeborenen Gotte die erste menschliche Huldigung darzubringen?

Totenstille herrscht rings, Totenstille draußen auf dem Felde, Totenstille auch unter dem breiten Holzgewölbe der Kirche. Reglos hängen draußen die beeißten Baumzweige, reglos

tauschen drinnen die gequälten Menschenherzen. Da sieht durch die hohen gotischen Fenster leuchtet mit einem Male ein heller goldener Stern über das Meer von niedergebogenen Köpfen hin, und langsam und leise wie Geistergemurmel steigt das Lied empor zu dem schweigenden Gewölbe:

„O heilige Nacht! O hehrste der Zeiten!  
Die Engel singen im Jubelton,  
Verkündend, was Seher einst prophezeiten:  
Zur Welt stieg nieder der Gottessohn.

„Klinge hinaus in die weitesten Fernen,  
O Lied, das uns Erlösung verheißt:  
Ehre sei Gott hoch über den Sternen,  
Doch Friede auf Erden in Qual und Not  
Allen, die halten Gottes Gebot.

„Kommt! An der Krippe entfaget dem Harme,  
Welcher bellemmt euer hangendes Herz,  
Gott streckt innig nach euch die Arme,  
Fort mit der Pein drum, fort mit dem Schmerz!

„Wollt euch des Hasses und Haders begeben,  
Gott ist die Liebe: liebt mild gesinnt!  
Schlimmes, was war, sei allen vergeben!  
Also will es das göttliche Kind.“

Und leiser, immer leiser schien der letzte Ton der Orgel diese Worte zu wiederholen, bis sie endlich am Fuße des Altars hinstarben in einem Seufzer:

„Liebt mild gesinnt!  
Also will es das göttliche Kind!“

Langsam und schweigend strömen die Dorfbewohner aus der Kirche.

Während der ganzen Messe hatte der alte Nelson geweint. Weshalb? Das wußt' er kaum selber recht zu sagen.

Wie war das aber auch alles so feierlich und herzbewegend! Welche wunderbaren Stimmen klangen in den sehnsuchtsvollen Orgeltönen! Und dann der Stern, welcher durch die Fenster gerade auf sein greises Haupt herniederschien, als wollte er

ihn bewegen, aufwärts zu schauen, während noch immer die Orgel sang:

„Und Friede auf Erden in Qual und Not  
Allen, die halten Gottes Gebot!“

Und dann hatte ihn eine wundersame Stimme gemahnt, auf das Jesuskindchen hinzuschauen, das dort auf dem Altare auf dem Schoße seiner heiligen Mutter seine segnenden Hände ausstreckte, und es war ihm so vorgekommen, als ob in diesem Augenblicke Unsere liebe Frau seiner Thea gliche und das Jesuskind dem kleinen Melchior mit seinen großen klugen Augen und seinen dicken, possierlichen Armchen nebst der artigen Nase, die er von seinem Großvater hatte, und wahrhaftig, einen Augenblick war es ihm, als streckten die beiden bittend ihre Hände nach ihm aus, während hinter ihnen der heilige Joseph, der gütige Alte, mit Thränen in den Augen seufzte.

Inmitten des Kirchweges, der wie eine silberne Schlange durch die dunkeln Felder sich hinzieht, steht der alte Melsen, während ihm der Schnee das Gesicht peitscht, in tiefe Gedanken versunken.

Was hat er nur, daß er so neugierig hinter sich sieht?

„Dort ist er!“ murmelt er plötzlich, und beide Hände gleichgültig in den Taschen seines Wamses bergend, geht er, gerade zum Monde emporstarrend, langsam und sichtlich zögernd seinen Weg weiter.

Hinter ihm hallt, immer näher kommend, der rasche Schritt seines Schwiegersohnes.

„Wird er sprechen?“ denkt Melsen mit pochendem Herzen. Und wieder tönt der letzte Klang der Orgel in seinem Innern:

„Liebt mild gesinnt!“

Also will es das göttliche Kind.“

Doch Melsens Erwartung wurde getäuscht. Mit gesenktem Haupte und bleichem Gesichte schreitet der, den er erwartet hatte, mit noch schnelleren Schritten vorwärts.

Ein düsterer Gedanke schießt durch die Seele des Alten.

„Sollte etwas passiert sein?“ denkt er, auch seinerseits seinen

Schritt beschleunigend. „Etwa Thea? Oder der kleine Melchior, mein Liebling? Sollte ihm etwas fehlen?“

„König der Sebastiansgilde!“ flüsterte die Stimme aus der Vergangenheit.

„Lieben! Vergessen!“ hallen sanft und schmeichelnd abgerissene Orgeltöne durch die Luft, und dort, schon zehn Schritte voraus, schreitet immer rascher und rascher der andere über den Feldweg.

„Ja, dahinter muß etwas stecken“, denkt Melsen, nun noch ernster gestimmt, und nun fällt ihm plötzlich ein, daß schon seit einigen Tagen seine Frau und Rösschen einander Dinge ins Ohr flüstern, die sie ihm sichtbar verbergen wollen. Ja, wie er sich noch sehr gut erinnert, hat er einst das Wort „Kind“ aufgefangen. Und dann, Theas Wegbleiben seit einigen Wochen! Sollte denn der kleine Flachskopf, der ganz die Nase seines Großvaters hat, sollte er wirklich . . . ?

Plötzlich, als ob ihm ein Licht aufgegangen wäre, läuft er schneller vorwärts und ruft dem andern, den wir bereits als Bartel erkannt haben, zu: „Holla! Nachbar Arian! Heißt das laufen! Müßt Ihr noch nach Brüssel diese Nacht? Ihr könnt einen Alten wie mich außer Atem bringen!“

Und indem er dieses sagte, hatte er Bartel beim Arme ergriffen und sah ihm nun beim Lichte des vollen Mondes gerade in die ehrlichen offenen Augen.

„Ich hatte Sie nicht gesehn, Vater“, antwortete der verblüffte, junge Mann, „sonst wäre ich nicht so stillschweigend vorbei gelaufen.“

„Ach so, du bist es“, heuchelte Melsen, „Vergebung, Bester! Ich hatte dich für Arian gehalten.“ Und stotternd, mit erkünstelter Gleichgültigkeit, sagte er: „Da, da ist doch nichts vorgefallen und niemand krank?“

„Gott sei Dank! Ganz im Gegenteil! Aber . . .“

„Ein prächtiges Winterwetter, nicht wahr? Die Kälte freilich ist etwas rauh; doch was wolltest du sagen?“

„Ich dachte, Vater, daß . . . ja . . . sehen Sie: da Sie nun alles zu vergeben scheinen . . .“

„Nun, laß hören! Immer heraus damit!“

„Daß Sie sich doch nun sicherlich nicht weigern werden, Pate zu stehen bei unserem zweiten . . .“

„Wie?“ seufzte Melsen verwundert, „ein zweites? Das geht rasch, Leute. Zu unserer Zeit hatten wir es nicht so eilig. Und du sagtest also, daß ich . . .“

„Daß Sie, Vater, bei unserem zweiten Pate stehn möchten. Nicht wahr?“

„Und wann wird denn der Schelm erwartet, Bartel?“

„Der Doktor denkt morgen, höchstens übermorgen, Vater.“  
Melsen überlegte eine Weile.

„Nun, Vater, was sagen Sie? Ist alles vergeben und vergessen, und nehmen Sie das Patenamnt an?“

„Bah! Wozu noch viele Worte? Ich bin nie in meinem Leben schlecht gewesen.“

„Also, Sie nehmen an?“

„Sag' Thea, daß ich euch auf Neujahr mit dem zweiten, so Gott will, zu einer kräftigen Tasse Kaffee mit süßen Waffeln erwarte, und wenn unser Herrgott euch einen zweiten Jungen gibt, so nenne ich ihn, so wahr ich Melsen heiße, wie den ersten: Melchior.“

Bartel warf sich dem Greise weinend an den Hals und bedeckte seine runzeligen Wangen mit zärtlichen Küffen.

Poch! Poch! Poch! ging es an der Thür des lieben Bauernhauses.

„Bist du es, Vater?“ rief Möschen von drinnen.

„Ja, Kind, ich bin es“, und ausgeräumt trat Melsen ins Haus und schüttelte den Schnee von seinen Kleidern.

„Du siehst so fröhlich aus, Vater!“

„Nur ein wenig Geduld, du Kindskopf!“ lachte der Alte. „Sieh! die Mutter schläft über ihrem Spinnrade. Auch recht!“ Und die gute Frau an der Nase ziehend, sagte er: „Kato, Kato! Glückliche Weihnachten! Hörst du?“

Da wurde die brave Seele munter.

„Ei, bist du es? Welchem Umstande sollen wir es zuschreiben, daß du so ausgeräumt bist?“

Melken schob seinen Stuhl dicht an die Schläferin heran, und den Arm um ihre Mitte legend, sagte er lachend: „Höre, nicht morgen, sondern auf Neujahr bäckst du Waffeln. Verstanden? Und Butter und Eier nicht gespart! Da kommt Einquartierung.“

„So, so! Und darfst du wissen?“

„Weil du so bescheiden fragst, ja! Erst und vor allem Melchior II, der zweite rechtmäßige Sohn von Bartel de Bolder und Thea Halens, ferner Melchior I, bei dem du die Ehre hast, Pate gestanden zu haben, eine Ehre, die mir zukam, verstanden? Und endlich dein teurer Vater.“

„Sein Vater?“

Und Mutter und Tochter drückten dem Alten dankbar die Hand, und es war, als ob in diesem Augenblicke ein Strahl, ausgehend vom Sterne von Bethlehem, sich auf das Gesicht des Greises niederneigte. So hell und aufgeräumt klang das Lachen, das jetzt um seine Lippen spielte.

Ja, ein Alp war ihm vom Herzen genommen, und noch ebenso entschieden wie vormals am Tage seiner Hochzeit sprach er, doch still, ganz still in seiner Seele: „Niemals, niemals werde ich das vergessen!“

Hör'! Da draußen im Mondenlicht flüstert der Wind in den nackten Zweigen der Bäume, und ein Lobgesang wiegt sich — wie ein Schwan auf dem Weiher — auf der kalten, frostschwangeren Winterluft:

„O heilige Nacht! O hehrste der Zeiten!  
Die Engel singen im Jubelton,  
Verkündend, was Seher einst prophezeiten:  
Zur Welt stieg nieder der Gottessohn.

„Klinge hinaus in die weitesten Fernen,  
O Lied, das uns Erlösung verheißt:  
Ehre sei Gott hoch über den Sternen,  
Doch Friede auf Erden in Qual und Not  
Allen, die halten Gottes Gebot!“



## Inhalt.

---

	Seite
Polbe Mont . . . . .	3
<hr style="width: 10%; margin: auto;"/>	
My master dead . . . . .	5
Der Orgelmann . . . . .	13
Meine erste Gose . . . . .	17
Jugendliebe . . . . .	23
Ein brabantischer Kuhjunge . . . . .	30
Von Holzschuhen . . . . .	41
Unser Herr Pastor . . . . .	44
Zanneken Craeynest . . . . .	53
Zwei Alte . . . . .	63
Berklärt . . . . .	80
Melchior I und Melchior II . . . . .	90

---





